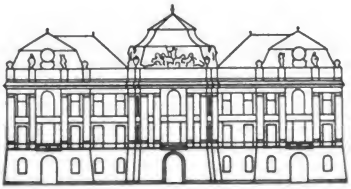
MENTEM ALIT ET EXCOLIT



K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

26.N.111

26. N. 111

Österreichische Monathsschrift.

Heraus gegeben

von

Alxinger.

Zweyter Band.

May, Junius, Julius, August.

Prag bey Calve und Wien bey Schrämbl.

1793.

26. N 111
2

Österreichische Monathsschrift.

Heraus gegeben

von

Alxinger.

Zweyter Band.

May, Junius, Julius, August.

Prag bey Calve und Wien bey Schrämbl.

1793.

26. N 111
2

Inhalt.

des zweyten Bandes.

Seite.

Der Thiergarten. Eine Fabel 1
Die Entdeckungsreise. Eine Fabel 3
Tasso ein Prophet 5
Claudine. Aus Florians Nouvelles Nouvelles 9
Über das Theater der Chineser und Japaneser 60
Über die Umgangssprache 67
K. k. Theater 77
Auf ein Gemählde von Raphael 97
Die eiserne Maske. Zweyter Act 99
Briefe über die Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten 139
Über die Groteschi in unsern Balleten . . 168
K. k. Theater 173
Die Weihe der Tanzkunst 191
Die eiserne Maske. Dritter Act 196
Briefe über die Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten 237
K. k. Theater 262

Seite.

Vier Fabeln vom Herrn v. Nicolay:

Das Auge der Mutter 273

Kindliche Liebe 276

Der Elephant 279

Der Kater und der Wetterhahn 281

An einen Apostel der Reichs der Finsterniß 283

K. k. Theater 285

Bitte an die Göttinn Censura 323

Briefe über die Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten 328

Österreichische Monathsschrift.

May, 1793.

Der Thiergarten.

Ein Schach hielt einen Park voll wilder Thiere,
Dabey war er, und folglich auch sein Hof,
Vom Küchenjungen bis zum Großveziere,
Man weiß nicht, wie es kam, ein Philosoph.

Einst, als er alle Sklaven frey gegeben,
Rief Doctor Amulem, sein jüngster Rath:
Um über Salomon dich zu erheben,
Erwartet, Herr, dich nur noch eine That.

Und welche? sprach der Fürst. Die Zeiselbären,
Der Elephant, der Tieger und der Leu,
Die schnöde Bande noch im Park beschweren,
Sind von Natur so wie der Neger frey.

Drum öffne, Herr, das Thor der Felsenmauer,
Die sie umschließt. Das kann ich nicht verstehn,
Rief hier der Mufti, mich ergreift ein Schauer:
Wer würde diesem Mordgezücht entgehn!

Philosophie war nie das Fach der Priester!
Der Wolf wetzt an den Ketten seinen Zahn,
Rief Amulem. Der Schach nickt dem Minister
Sein Bravo zu: der Park wird aufgethan.

Die Thiere stürzen brüllend aus dem Gittern,
Und überschwemmen Stadt und Schloß mit Blut;
Rath Amulem fiel mit zwey hundert Rittern,
Und kaum entrann der Sultan ihrer Wuth.

Der Mufti floh aufs Dach vor einem Leuen,
Und sprach zum Schach, als er herunter kam:
Willst du gefangne Bestien befreyen,
So mache sie vor allen Dingen zahm.

Die Entdeckungsreise.

Um fremde Länder zu besehn,
Ließ König Adler ein Paar Störche
Mit Doctors-Rang auf Reisen gehn.
Schon sang das hohe Lied der Lerche
Zum zweyten Mahl den Frühling an,
Als unsre Waller wiederkehrten,
Und bey dem König durch den Hahn
Mit Klappern Audienz begehrten.
Willkommen! rief der gute Chan,
Indem das laute Paar sich nahte;
Ich muß nach dem geheimen Rathe,
Darum erzählt jetzt nur im Flug
Das wichtigste von euerm Zug.
Sir, sprach der eine mit zu Boden
Gesenktem Schnabel: unserm Lauf
Stieß in dem Land der Antipoden
Ein Volk von seltnen Vögeln auf.
An Rechten gleich, wie an Gefieder,
Sind alle beydes, Haupt und Glieder.
Hier ist kein Herr, kein Unterthan,
Auch nennen sie sich alle Brüder....
So werden sie, versetzt der Chan,
Einander auch als Brüder lieben?
Du schweigst?... Herr, sagte sein Gespann,

Der wider Willen stumm geblieben,
Die Wahrheit zu gestehn, wir sahn
Sie täglich bis aufs Blut sich balgen.
Ha, rief der Fürst, von Zorn entbrannt,
Kömmt solch ein Bruder in mein Land,
So sey der erste Baum sein Galgen!

Taſſo ein Prophet.

Vor ein Paar Wochen wurde eine Stanze aus dem Taſſo von jedermann geleſen und abgeſchrieben, welche deutlich zu beweiſen ſchien, daß die Römer nicht umſonſt einen Dichter auch mit dem Nahmen eines Propheten (vates) bezeichnen. Hier iſt ſie ſammt der Überſetzung von einer geſchickten Feder, die durch eine ſchöne Hand geleitet wird, und auch noch künftig dieſes Journal ſchmücken will.

La Francia adorna or da natura ed arte
Squallida un di vedrassi in manto negro.
Nè d'empio oltraggio inviolata parte,
Nè luoco al suo furor rimaso integro,
Vedova la Corona afflitta, e sparte
Le sue sostanze, e'l regno oppresso ed egro,
E di stirpe real il più bel bronco
Arso, distrutto, e sradicato il tronco.

Dieß Gallien, das jetzt Natur und Künſte ſchmücken,

Wird man dereinst entstellt im Trauerkleid erblicken.
Die gottvergeßne Wuth läßt dann nichts unentweiht,
Kein Stand bleibt ungekränkt, kein Ort bleibt unversehret.
Verwittwet klagt die Kron', ihr Reichthum ist zerstreut,
Das Land ist unterdrückt, zerrüttet und verheeret,
Und von dem Königshaus der Hauptzweig durch die Flamm'
Ergriffen und verzehrt; entwurzelt liegt der Stamm.

Ich jagte nun mühsam dieser Stanze nach, und fand sie endlich mit einigen Veränderungen in der Gierusalemme conquistata *), jener mißlungenen Verbesserung der Gierusalemme liberata, die nur wenig Verleger und noch weniger Liebhaber fand. In der besten Ausgabe des Tasso, die zu Florenz in 6 Foliobänden 1724 er-

*) Cant. XX. St.; 75. die letzten Verse lauten dort so:
E di stirpe real percosso e tronco
Il più bel ramo, e *fulminato* il tronco.

schien, findet man dieses fromme, aber etwas langweilige Gedicht im ersten Bande gleich hinter der Gierusalemme liberata, und wäre man boshaft, so könnte man sagen, daß aus einem jungen, reitzenden, liebenswürdigen, zärtlichen und angebetheten Mädchen eine alte Bethschwester geworden ist, deren schöne Reste keinen hinlänglichen Ersatz für die heilige lange Weile ihres Umgangs gewähren. Ich las die oben angeführte Stelle im Zusammenhange und sahe, daß sie eben eine solche Prophezeihung sey, wie in der Aneide, im Orlando und in der Gierusalemme liberata mehrere vorkommen, und wie selbst meine Wenigkeit im Doolin und Bliomberis einige gewagt hat, die buchstäblich eingetroffen sind, nähmlich eine Prophezeihung—vergangener Dinge. Hier erscheint Gottfrieden von Bouillon sein Vater im Traume, und giebt ihm eine Geschichte Italiens in nuce. Die Stelle von Frankreich deutet auf die Mißhelligkeiten des Papstes Sixtus V. mit Heinrichen, Könige von Navarra. Der Papst

hatte ihn als einen Ketzer ſeiner Würde entſetzt, für einen Baſtard erklärt und ſeine Unterthanen vom Eide der Treue losgeſprochen, wie es in jenen unaufgeklärten Zeiten Sitte war. Daß manche unſerer ſchwarzen Herren dieſe Zeiten zurück wünſchen, finde ich natürlich. Nur kann ich nicht begreifen, wie ſie es ſo laut thun und dabey den Fürſten zurufen können, daß nur die Zurückführung dieſer Zeiten ihre Thronen befeſtigen könne. Ein verderblicher doch zum Glücke auch unausführbarer Rath!

Claudine,

eine Savoyiſche Novelle.

Von Florian.

Als ich im Julius 1788 in jenem Ferney war, das ſeit Voltärs Tode den öden, einſt von Genien bewohnten Schlöſſern gleicht, entſchloß ich mich, die berühmten Eisgebirge von Savoyen zu beſuchen. Einer meiner Freunde aus Genf hatte die Gefälligkeit, mich zu begleiten. Eine Beſchreibung dieſer Reiſe liefern will ich nicht; um ſie anziehend zu machen, müßte ich den hohen begeiſterten und allen Profanen unverſtändlichen Styl nachahmen, der keinem Reiſenden erlaſſen wird, wenn er, mit einer empfindſamen Seele begabt, ein Paar Meilen zurück gelegt hat. Ich müßte von lauter Entzückungen, Beklemmungen, Freudebeben ſprechen: Wörter, deren man ſich allgemein bedient, die aber

doch mir, ich gestehe es, noch nicht geläufig genug geworden sind. Ich habe den Montblanc, das Meer von Eis und den Ursprung des Arveron gesehen. Lange Zeit betrachtete ich stillschweigend diese schrecklichen, mit Reif überdeckten Felsen; diese hohen Wolken durchbohrenden Eisspitzen; diesen breiten Fluß, der ein Meer genannt wird, und auf ein Mahl in seinem Laufe stocket, da dessen unbewegliche Wellen noch zu wüthen scheinen; diese ungeheuern, von dem Schnee so vieler Jahrhunderte gebildeten Gewölbe, woraus ein weißlicher Strom stürzet, und Eisschollen über Felsenstücke hinwälzet. Bey allen diesen Scenen wurde ich von Schrecken erschüttert, von Traurigkeit durchdrungen. Ich glaubte das Bild einer sonnenlosen, dem Gott der Stürme Preis gegebenen Natur zu sehen. Da ich diese grausen Schönheiten betrachtete, dankte ich dem allmächtigen Wesen, daß es sie so sparsam angebracht hat, und wünschte fortzukommen, um das Thal, das anmuthsvolle Thal von Maglan wieder durchreisen zu

können. Dort versprach ich meinen traurig gewordenen Augen Erquickung, wenn ich langsam meinen Weg durch diese lachende Gegend fortsetzen, und an den Gestaden der Arve jenen dichten Teppich der Wiesen, jene ruhigen Haine, jenen Schmelz der Matten, jene zerstreuten Hütten und Häuser betrachten würde, wo meine Einbildungskraft mir einen von seiner Familie umringten Greis, eine ihr Kind säugende Mutter oder ein Paar junge Verliebte darstellen wird, die eben vom Altare kommen. Ein solches Schauspiel thut meinen Augen wohl; ein solcher Anblick rührt mein Herz, und erweckt darin süße Erinnerungen oder angenehme Wünsche.

O mein guter Geßner, du dachtest wohl wie ich, da du, in einem Lande geboren, das mannigfaltiger, mahlerischer und mehr als irgend eines dazu gemacht war, dir Stoff zu immer abwechselnden Beschreibungen zu liefern, doch niemahls wie so viele Andere die Kunst zu beschreiben gemißbraucht und geglaubt

haſt, daß irgend ein Gemählde, ſey ſein Colorit auch noch ſo glänzend, die Perſonen entbehren könne. Du ſingeſt finſtere Lauben, grüne Wieſen, helle Bäche; aber Hirtinnen und Schäfer lehren dort Liebe, Mitleiden und Wohlthätigkeit. Wenn man dich lieſet, ſo durchirret der vergnügte Blick die von dir gemahlte Gegend; aber die Seele, noch vergnügter, nähret ſich mit nützlichen Lehren, und genießt das Vergnügen, angenehm gerührt zu werden.

Mit dieſen Gedanken beſchäftigte ich mich in Chamouny, als ich von dem Eismeere zurück gekommen und von dem Montanverd herab geſtiegen war. Nach einem mühſamen Wege von zwey Stunden langte ich an der Quelle an, wo ich des Morgens ruhete. Ich wollte das wieder; denn ſo wenig ich die Ströme liebe, ſo viel halte ich auf Quellen. Über dieß war ich matt, obſchon ich über meine ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten mich ärgerte. Ich bath meinen braven ehrlichen Wegweiſer, der Franz

Paccard hieß, ſich zu mir zu ſetzen, und wir begannen ein angenehmes Geſpräch über die Sitten, den Character und die Lebensart der Einwohner von Chamouny. Der gute Paccard intereſſirte mich durch die Beſchreibung der einfachen Sitten, wovon man ſich ſo gern unterhält, wäre es auch nur ſie zurück zu wünſchen, als ein artiges kleines Mädchen mir einen Korb mit Kirſchen anboth. Ich nahm und bezahlte ihn. Als ſie fort war, ſagte mir Paccard lächelnd: Es iſt jetzt zehen Jahre, daß hier, wo wir ſitzen, eine unſerer jungen Bäurinnen eben ſo ihren Korb mit Früchten einem Reiſenden anboth, und es ihr theuer zu ſtehen kam. Ich bath ſogleich Paccarden, mir die Geſchichte zu erzählen. Sie iſt ein bißchen lang, antwortete er, und ich habe die kleinſten Umſtände davon durch den Herrn Pfarrer von Salanches erfahren, der ſelbſt eine große Rolle dabey ſpielte. Ich drang in ihn, mir Alles, was er vom Pfarrer von Salanches erfahren hatte, zu wiederhohlen; und da wir ſo beyde, zwey Tannen gegen über, ſitzend

unsere Kirschen aßen, fing Paccard seine Erzählung an.

Sie müssen wissen, mein Herr, daß unser Thal von Chamouny vor zehen Jahren nicht so berühmt war als jetzt. Damahls trugen uns noch keine Fremde ihre Louisdor zu, um unsern gefrornen Schnee zu sehen und unsere kleinen Kiesel aufzulesen. Wir waren arm, und kannten das Böse nicht. Unsere Weiber und Mädchen, mit ihrer Wirthschaft beschäftiget, kannten es noch weniger. Ich sage Ihnen das voraus, damit Sie mit dem Fehltritte Claudinens etwas Nachsicht haben. Das arme Kind! Bey der Einfalt ihres Herzens war sie so leicht zu täuschen!

Claudine war die Tochter des alten Simon, Ackersmannes in Prieureu *). Dieser Simon, den ich wohl gekannt habe, (denn er ist erst zwey Jahr todt,) war Dorfschrei-

*) Das vorzüglichste Dorf im Thale Chamouny.

ber unſerer Pfarre. Das ganze Land ehrte ihn ſeiner Rechtſchaffenheit wegen. Aber er war von Natur aus ſtrenge, ließ nichts ſich ſelbſt und andern wenig hingehen. Man fürchtete ihn nicht minder, als man ihn ſchätzte. Wenn etwa einer der Nachbarn Zank mit ſeinem Weibe gehabt, oder Sonntags in der Schenke ein Paar Schlücke zu viel gethan hat, ſo wagte er die ganze Woche nicht, den Simon anzureden. Unſere kleinen Kinder muchſeten nicht, wenn er vorüber ging, zogen geſchwinde ihre Hüte vor ihm ab, und ſetzten ihr Spiel nicht eher fort, als bis er recht weit weg war.

Simon war Witwer. Sein Weib Magdalene hinterließ ihm zwey Töchter. Nanette, die älteſte, war ganz gut gebauet; aber die jüngere Claudine war ein Engel an Schönheit. Ihr hübſches rundes Geſichtchen, ihre ſchönen ſchwarzen Augen voll Geiſt, ihre großen Augenbraunen, ihr kleiner Mund ſo roth, wie dieſe Kirſche da, und ihre unſchuldige fröhliche Miene machten alle Bur-

ſche unſeres Dorfes zu ihren Liebhabern, und wenn ſie Sonntags in ihrem blautuchenen, dem ſchlanken Wuchſe genau anpaſſenden Leibchen, mit ihrem bebänderten Strohhute und kleinem runden Häubchen, das die langen Haare kaum faſſen konnte, zum Tanze kam, wollte jeder der erſte ſeyn, mit Claudinen zu tanzen.

Sie war erſt vierzehn Jahre alt, ihre Schweſter Nanette aber neunzehn. Dieſe blieb immer zu Hauſe, die Wirthſchaft zu beſorgen. Claudine aber, als die jüngere, hüthete die Herde auf dem Montanverd. Sie trug ſich ihr Eſſen und ihre Spindel hinauf, und brachte den Tag ſpinnend, ſingend und plaudernd mit ihren Geſpielinnen zu. Abends kam ſie zu Simon zurück, der nach dem Eſſen ſeinen Töchtern eine bibliſche Geſchichte vorlas, und ihnen den Segen gab, worauf dann Alles ſchlafen ging.

In dieſer Zeit fingen Fremde an, unſere Eisgebirge zu beſuchen. Ein junger Engländ-

der, Herr Belton mit Nahmen, der Sohn eines reichen Kaufmannes in London, der eben durch Genf nach Italien ging, hatte die Neugier, nach Chamouny zu reisen. Er stieg bey Madame Couteran*) ab, und morgens um vier Uhr bestieg er den Montanverd, das Meer von Eis zu sehen. Mein Bruder Michel, der nun Ober-Wegweiser ist, war sein Führer. Gegen eilf Uhr kam er zurück, und ruhete wie wir bey dieser Quelle hier, als Claudine, die in dieser Gegend herum ihre Schafe hüthete und sahe, daß er sehr erhitzt war, ihm Früchte und Milch, ihr Mittagsmahl, anboth. Der Engländer dankte ihr, sahe sie aufmerksam an, und wollte ihr fünf oder sechs Guineen geben, welche aber Claudine nicht annahm; wohl aber nahm die arme Claudine seinen Vorschlag an, ihm ihre Herde zu zeigen, die sie unter den großen Bäumen dort gelassen hatte. Der Engländer bath seinen Weg-

*) Der sehr bekannte Nahme der Inhaberinn des ältesten Gasthofes in Chamouny.

weiſer, ihn zu erwarten, und gieng mit Claudinen hin. Er blieb zwey gute Stunden aus. Die Fortſetzung ihres Geſpräches kann ich dem Herrn nicht ſagen; denn niemand hörte zu. Genug, daß Herr Belton noch dieſen Abend wegreiſete, und Claudine nachdenkend, zerſtreut und ziemlich traurig nach Hauſe kam, und einen ſchönen grünen Edelſtein am Finger trug, den ihr der Engländer geſchenkt hatte. Ihre Schweſter fragte ſie, wo ſie den Edelſtein her hätte. Gefunden habe ich ihn, antwortete Claudine. Simon, mißvergnügt, nahm alſogleich den Ring, und trug ihn ſelbſt zu Madame Couteran, damit man die Perſon entdeckte, die ihn verloren hatte. Kein Reiſender meldete ſich darum. Herr Belton war ſchon weit weg, und Claudine, der man ihren Ring wieder gab, wurde von Tag zu Tag trauriger.

Fünf oder ſechs Monathe vergingen. Claudine, die jeden Abend mit rothen Augen nach Hauſe kam, beſchloß endlich, ſich ihrer Schwe-

ſter Nanette zu vertrauen. Sie geſtand ihr, daß an eben dem Tage, als ſie den Hrn. Belton auf dem Montanverd antraf, Hr. Belton ihr geſagt hätte, er ſey in ſie verliebt, und wolle ſich in Chamouny anſäßig machen, um ſie nie zu verlaſſen und zu heirathen. Ich, ich habe es ihm geglaubt, ſetzte Claudine hinzu. Er hat mir es mehr als hundert Mahl geſchworen; er hat mir geſagt, ſeine Umſtände nöthigten ihn, nach Genf zurück zu kehren, aber noch vor vierzehn Tagen würde er wieder hier ſeyn, und ein Haus kaufen, wo dann ſogleich unſere Hochzeit ſeyn würde. Er ſetzte ſich zu mir, umarmte mich, nannte mich ſeine Frau, und gab mir dieſen ſchönen Edelſtein als den Trauungsring. Mehr darf ich dir nicht erzählen, meine Schweſter! Aber ich bin ſo unruhig, ſo krank, und weine den ganzen Tag. Ich habe gut auf den Weg nach Genf hin zu ſchauen; Herr Belton kommt nicht zurück.

Nanette, die ſich eben verheirathet hatte, drang mit Fragen in die arme Claudine.

Endlich hörte sie, nach vielen Thränen, daß der Engländer das einfältige arme Mädchen niederträchtig betrogen hatte, und daß Claudine schwanger sey.

Was nun anfangen und wie dieses Unglück dem fürchterlichen Herrn Simon vortragen? Es ihm verhehlen war unmöglich. Die gute Nanette vermehrte nicht durch unnütze Vorwürfe die Verzweiflung ihrer Schwester; sie suchte sie zu trösten, und ließ sie eine Verzeihung hoffen, welche sie doch wußte, daß die Arme nie erhalten würde. Nachdem sie lange Zeit darüber nachgedacht hatten, ging Nanette mit Claudinens Einwilligung zu unserm guten Pfarrer, und vertraute ihm das ganze Geheimniß, mit der Bitte, es ihrem Vater zu eröffnen, ihn zu besänftigen, ihn zu überzeugen, daß der Fehler Claudinens von dem Verbrechen des bösen Engländers herrühre, und kurz alles so zu veranstalten, daß die Ehre oder doch das Leben der armen Unglücklichen gerettet würde. Unser Pfarrer, wiewohl sehr trau-

rig über diese Nachricht, nahm es doch über sich, sie anzukünden, und fand sich bey Simon zu einer Zeit ein, wo er sicher wußte, daß Claudine auf dem Montanverd war.

Simon las seiner Gewohnheit nach im alten Testamente. Unser guter Pfarrer setzte sich zu ihm, redete von den schönen Geschichten in diesem göttlichen Buche, bewunderte vorzüglich die des Joseph, wie er seinen Brüdern verzeihet, und die des großen Königs David, wie er seinem Sohne Absalon verzeihet, und noch andere mehrere, die ich nicht weiß, wohl aber unser Herr Pfarrer. Simon war seiner Meinung. Der Herr Pfarrer sagte ihm, daß uns Gott diese Beyspiele des Erbarmens vor Augen gestellt hätte, damit wir sanftmüthig und erbarmungsvoll gegen unsere Brüder wären wie Joseph, gegen unsere Kinder wie David, und so gleichfalls vor unserm gemeinschaftlichen Vater Barmherzigkeit fänden. Alles dieses war in besserer Ordnung vorgebracht, als ich es vorbringe; aber der Herr kann doch daraus

abnehmen, daß unſer Pfarrer den Alten nach und nach zu dieſer ſchlimmen Nachricht vorbereitete. Simon hörte ſie lange nicht, aber endlich doch, und alſobald ſprang er bleich, zitternd vor Zorn auf, und hin zu der Flinte, mit der er ſonſt Gemſen ſchoß, ſeine Tochter damit zu erſchießen. Der Pfarrer warf ſich auf ihn, entwaffnete ihn, hielt ihn zurück. Bald redete er ihm mit Nachdruck von ſeinen Pflichten als Chriſt, bald umarmte, bedauerte und drückte er ihn an ſeine Bruſt, bis er es endlich dahin brachte, daß der alte Simon, deſſen Augen trocken, deſſen Lippen blaß waren, deſſen ganzer Leib zitterte, in einen Lehnſtuhl zurück ſank, beyde Hände vor das Geſicht hielt, und in Thränen zerſchmolz.

Der Pfarrer ließ ihn eine Zeit lang weinen, ohne etwas zu reden; dann wollte er mit ihm die Maßregeln überlegen, die man nehmen müßte, Claudinens Ehre zu retten. Aber Simon unterbrach ihn: Herr Pfarrer, ſagte er ihm, was verloren iſt, rettet man

nicht. Jede Maßregel, die wir nehmen wollten, würde uns selbst strafbar machen, weil wir doch dabey lügen müßten. Diese Unglückliche kann nicht mehr hier bleiben. Sie wäre ein Ärgerniß für Alle und eine Marter für ihren Vater. Fort mit ihr, Herr Pfarrer! Sie lebe, die Schändliche, weil sie es noch kann; aber ich, ich will fern von ihr sterben. Noch heute reise sie weg, weg aus unserm Lande, und erscheine nicht mehr vor mir, dessen graue Haare sie entehrt hat.

Der Herr Pfarrer suchte den alten Simon zu besänftigen, aber seine Bemühungen waren fruchtlos. Simon wiederhohlte den ausdrücklichen Befehl, daß Claudine weg sollte. Unser guter Pfarrer ging traurig fort; aber der Alte lief ihm nach, führte ihn zurück in sein Zimmer, machte die Thür zu, und gab ihm einen ledernen Beutel, worin so ein funfzig Thaler waren. Herr Pfarrer, sagte er ihm, diese Unglückliche wird an Allem Mangel leiden; geben sie ihr diese funfzig Thaler; aber nicht, als kämen sie von

mir, ja nicht; sondern als ein Almosen von Ihnen. Sagen Sie ihr, es sey ein Eigenthum des Armuths, welches sie aus Mitleiden dem Laster gäben. Sagen Sie ihr nur nichts von mir..... Und wenn Sie jemanden schreiben könnten, ihm das Mädchen zuzuweisen, zu empfehlen..... Ich kenne Ihre Menschenliebe, ich will nichts weiter sagen noch wissen.

Der Pfarrer antwortete ihm nur mit einem Händedruck, und lief zu Nanetten, die mehr todt als lebendig ihn auf der Straße erwartete. Komme Sie, sagte er, in das Zimmer ihrer Schwester. Mache Sie alle ihre Sachen in ein Bündel zusammen. Nehme Sie alles, was da ist, und trage Sie es zu mir. Nur da kann ich mit ihr reden. Nanette gehorchte weinend; denn sie merkte wohl, was vorgegangen war, und packte in das Bündel Claudinens ihre eigenen Kleider und ihre Wäsche, sammt dem bißchen Geld, das sie hatte. Hierauf ging sie zu unserm Pfarrer, der ihr seine Unterredung mit Simon er-

zählte, ihr einen langen Brief an den Pfarrer von Salenches gab, und also sagte: Mein liebes Kind, noch heute muß Sie ihre Schwester nach Salenches führen, und ihr sagen, was vorgefallen ist. Es ist nicht nöthig, daß ich sie sehe. Mein Amt verpflichtete mich, ihr Vorwürfe zu machen, die ihr in diesem Augenblicke zu hart fallen müßten. Stelle Sie ihr diesen Beutel zu, worein ich von meinem Ersparten auch einige Thaler werfen will, und diesen Brief an meinen Mitbruder, den Pfarrer von Salenches. Führe Sie sie bis zu seinem Pfarrhof hin, wo Sie doch nicht hinein zu gehen braucht, dann komme Sie wieder zu ihrem Vater. Er hat Sie nothwendig, mein Kind, Sie, deren gute Aufführung und Tugend, wie ich hoffe, den Verdruß lindern werden, den ihm ihre Schwester gemacht hat. Gehe Sie, mein Kind, auf der Stelle gehe Sie hin. Morgen sehen wir uns wieder.

Nanette nahm seufzend Bündel, Brief und Beutel, und ging auf den Montanverd.

Sie fand Claudinen auf der Erde liegend, weinend und troſtlos. Nanette hinterbrachte ihr mit ſo vieler Schonung, als möglich, den Befehl ihres Vaters. Als aber Claudine hörte, daß ſie auf der Stelle fort ſoll, erhob ſie ein fürchterliches Geſchrey, rauſte ſich die Haare aus, zerkratzte ſich das Geſicht und wiederhohlte immer: Ich bin aus dem Hauſe gejagt! Mein Vater flucht mir: bring mich um, Schweſter, bring mich um, oder ich ſtürze mich in dieſen Abgrund hinab.

Nanette umarmte ſie, und hielt ſie zurück. Erſt nach einigen Stunden gelang es ihr, ſie zu beruhigen. Sie machte ihr Hoffnung, daß ſich Simon auch einſt würde erweichen laſſen, und verſprach ihr, ſie oft zu beſuchen und nie zu verlaſſen. Endlich bewog ſie Claudinen fort zu gehen, und beyde nahmen ſie beym Einbruche der Nacht ihren Weg nach Salenches; aber den durch unſer Dorf vermieden ſie, ſo finſter es auch war. Hier hätte Claudine gefürchtet, daß jedermann ihren Fehler auf ihrer Stirne leſen würde.

Die Reise war traurig, wie leicht zu erachten, und sie kamen erst beym Tagesanbruch an. Nanette konnte sich nicht entschließen mit ihrer Schwester vor dem Pfarrer von Salenches zu erscheinen. Sie nahm von Claudinen noch vor der Stadt Abschied, hielt sie lange Zeit fest an ihrem Busen, übergab ihr Alles, was ihr gehörte, und verließ sie fast eben so trostlos als ihre unglückliche Schwester.

Als sich Claudine allein sahe, verließ sie aller Muth. Sie verbarg sich im Gebirge, und brachte den Tag zu, ohne eine Nahrung zu sich zu nehmen, und entschlossen so dahin zu sterben. Unterdessen als es Nacht geworden war, fürchtete sie sich, und ging nach der Stadt, wo sie mit einer leisen Stimme um den Pfarrhof sich erkundigte. Man zeigte ihr ihn. Sie pochte langsam an, und eine alte Haushälterinn machte ihr auf.

Claudine sagte, sie käme vom Pfarrer von Prieure. Die Haushälterinn führte sie

alsobald zu ihrem Herrn, der im Winkel an seinem Camin allein sein Nachtmahl einnahm. Claudine gab ihm zitternd den Brief. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen oder nur ein Wort zu reden, und indem der Pfarrer sich näher zum Licht hinrückte und las, bedeckte das arme Mädchen ihr Gesicht mit beyden Händen, und kniete bey der Thüre nieder.

Der Herr Pfarrer von Salenches ist ein braver, würdiger Mann. Seine ganze Pfarre liebt und ehret ihn wie einen Vater. Als er den Brief gelesen hatte, sich dann umkehrte, und das junge Mädchen in Thränen gebadet da knien sahe, fing er auch an zu weinen. Er hob sie auf, lobte ihre Reue, ließ sie Verzeihung eines Fehlers hoffen, der sie so sehr schmerzte, und zwang sie, etwas zu essen, wiewohl sie es ausgeschlagen hatte; dann rief er die Haushälterinn, und befahl ihr, ein Bett für Claudinen zu rechte zu machen. Claudine erstaunend, jemanden zu finden, der sie nicht verachtete, küßte ihm die Hände

ohne zu antworten, und küßte ſie auch der Haushälterinn, die ihr zuſprach, ſie möchte doch eſſen. Der Pfarrer, der neben ihr ſaß, redete freundlich mit ihr, und ſagte nicht ein Wörtchen, daß ſie an ihr Unglück erinnern könnte. Er fragte, wie der gute Pfarrer, ſein Mitbruder, lebte, erzählte viele gute Handlungen dieſes würdigen Seelenhirten, und wiederhohlte öfter, die ſchönſte und ſüßeſte Verrichtung ihres Amtes ſey, Unglückliche zu tröſten und verirrte Herzen zurück zu führen. Claudine hörte ihm mit einer Ehrfurcht, mit einer Erkenntlichkeit zu, die ſie nicht eſſen ließen, und ſchaute auf ihn, die Augen voll Thränen. Als das Nachtmahl zu Ende war, meldete die Haushälterinn, daß ihr Zimmer fertig ſey. Claudine legte ſich viel beruhigter nieder. Sie ſchlief zwar nicht, aber ſie ruhete doch.

Früh Morgens lief der gute Pfarrer in ganz Salenches herum, eine kleine Wohnung zu finden, wo Claudine niederkommen könnte. Eine alte Frau, die allein wohnte, und

sich Madame Felix nannte, both ein Zimmer an, und versprach Stillschweigen. Claudine gieng Nachts hin. Der Pfarrer war so gut, die Kost für sie auf drey Monathe voraus zu bezahlen, und Madame Felix redete es mit ihm ab, Claudinen für eine seiner verheuratheten Nichten aus Chambery auszugeben. Alles war in Ordnung und auch hohe Zeit dazu; denn die Beschwerlichkeiten der Reise, die Sorgen, die Unruhe, welche Claudine ausgestanden hatte, machten, daß sie noch diesen Tag die Wehen bekam. Obschon sie nur sieben Monathe schwanger war, so kam sie doch mit einem Knaben nieder, schön wie der Tag. Madame Felix war Pathinn, und nannte ihn Benjamin.

Der Pfarrer wollte das Kind sogleich zu einer Amme schicken, aber Claudine bath ihn so sehr, sagte ihm mit so viel Thränen, sie wollte eher sterben, als sich von ihrem kleinen Benjamin trennen, daß er ihr ihn schon lassen mußte, wenigstens die ersten Tage. Als diese vergangen waren, wurde die müt-

terliche Zärtlichkeit noch stärker. Der Pfarrer that ihr vernünftige Vorstellungen, und zeigte ihr, daß sie sich die Rückkehr nach Chamouny und die Aussöhnung mit ihrem Vater unmöglich mache. Claudine hörte ihn mit niedergeschlagenen Augen an, und ihren Benjamin umarmen war die einzige Antwort, die sie auf alles dieses gab.

Die Zeit verstrich. Claudine entwöhnte das Kind, blieb aber immer bey Madame Felix, von der sie herzlich geliebt würde. Die funfzig Thaler ihres Vaters, und was noch Nanette in ihr Bündel gesteckt hatte, reichten hin, ihre Kost zu bezahlen. Die gute Nanette traute sich nicht nach Salenches, ihre Schwester zu besuchen; aber so viel sie nur ersparen konnte, trug sie zu unserm Pfarrer, der es seinem Mitbruder übermachte. Auf diese Art ging Claudinen nichts ab; auch bedurfte sie so wenig! Sie ging nur Sonntags aus, und das zwar in die Frühmesse. Die übrige Zeit brachte sie mit ihrem Sohne zu, und die Alte, die einst

Schulmeisterinn in Bonneville war, lehrte Claudinen mit Fertigkeit lesen und schreiben, und gab ihr einige Erziehung. Kurz, Claudine war nicht unglücklich und der kleine Benjamin allerliebst; aber dieses Glück konnte nicht von Dauer seyn.

Zehen Monathe verstrichen. Benjamin konnte schon allein gehen. Claudine hatte den Unterricht der guten Mutter Felix so wohl benutzt, daß sie im Stande war, ihren Sohn einst selbst zu unterweisen. Dieser Sohn wurde von Tag zu Tag liebenswürdiger. Claudine konnte sich ihn nicht satt bewundern, konnte sich mit nichts beschäftigen als mit ihm, konnte nichts lieben als ihn.

Der Pfarrer von Salenches kam einst Morgens zu ihr und sagte: Mein liebes Kind, als ich sie aufgenommen und ihren Fehler mit dem Mantel der Liebe bedeckt hatte, war meine Absicht, das Kind zu einer Amme zu thun, es im Dorfe erziehen zu lassen, und ihm dann Gelegenheit zu ver-

schaffen, sein Brod zu gewinnen. In dieser Zwischenzeit hoffte ich den Zorn ihres Vaters zu besänftigen und ihn zu bewegen, sie wieder in sein Haus aufzunehmen, wo ihre Reue, ihre Eingezogenheit, ihr vernünftiges Betragen und ihre Liebe zur Arbeit ihm den Verdruß hätte vergessen gemacht, den sie ihm verursacht hatte. Diese Art zu handeln war die einzige vernünftige, die einzige, die ihr die Güte ihres Vaters und die Hochachtung ihrer Freunde hätte wieder geben können. Sie allein setzt sich dagegen. Ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Sohne, der Entschluß, ihn nie zu verlassen, verbannet sie auf ewig aus dem väterlichen Hause. Wie will sie, daß Hr. Simon dieses Kind betrachte? Was kann es in seinen, was in den Augen des ganzen Dorfes anders seyn, als ein ewiger Gegenstand der Schande und des Schmerzens? Sie hat Einsicht, Muth und Verstand genug einzusehen, daß sie entweder ihrem Kinde, oder ihrem Vater, ihrer Familie, ihrem Lande entsagen muß. Ich lese in ihren Augen, daß sie gewählt hat; aber

ich muß ihr zu erwägen geben, daß sie nicht ihre ganze Lebenszeit bey dieser guten armen Frau bleiben kann, die ihr zwar von ganzem Herzen zugethan ist, ich weiß es, die ihr vielleicht anliegen wird, sich nie von ihr zu trennen, aber deren Dürftigkeit ihr nicht verstattet, sie umsonst zu behalten. Ich selbst kann nicht fortfahren, ihr die kleine Beysteuer, wie bis jetzt, zu geben; denn alle Armen haben darauf Anspruch. Nun da ich gegen sie die Pflichten erfüllet habe, die mir ihre Lage auferlegt hatte, wäre ich strafbar, wenn ich andere Unglückliche verließe, um den Forderungen einer Liebe Genüge zu leisten, die ich entschuldige, die mich rührt, die ich aber nicht aufmuntern kann. Sie wird mir antworten, daß sie von dem Gelde leben kann, daß ihr ihre Schwester schickt. Aber dieses darbt sie kümmerlich sich selbst, ihrer Familie, ihrem Manne ab. Nanette bearbeitet die Erde, indeß sie den Benjamin herzet. Nanette schickt ihr die Frucht ihrer Arbeit, und Nanette hat keinen Fehltritt gethan. Ich frage ihr Herz, meine lie-

be Tochter, ob sie länger ihre Wohlthaten annehmen kann.—Es bleibt ihr nur Ein Ausweg, nach Genf oder Chambery in einen Dienst zu gehen. Aber das würde in ihrem Alter, mit ihrer Gestalt, unter so vielen bösen Beyspielen, sie häufigen Gefahren aussetzen. Überdieß zweifle ich, ob sie mit ihrem Kinde, das sie nicht verlassen will, einen Herrn fände, der sie nehmen wollte. Ziehe sie alle diese Gründe in Erwägung und denke sie reiflich nach. Ich gebe ihr zwey Tage hierzu; dann sage sie mir, wozu sie sich entschlossen hat, und ich verspreche ihr noch dann so viel für sie zu thun, als ich im Stande bin.

Nach dieser Rede ging der Pfarrer fort, und ließ Claudinen in keiner geringen Unentschlossenheit und in einer noch größeren Traurigkeit. Sie fühlte, wie wahr Alles sey, was ihr der weise Pfarrer eben gesagt hatte, sie fühlte aber noch lebhafter, daß es ihr unmöglich wäre, ohne ihren Benjamin zu leben. Den ganzen Tag und die ganze

Nacht brachte sie damit hin, die Mittel zu ersinnen und zu überdenken, wie sie weder ihrer Schwester zur Last fallen noch ihren Sohn verlassen dürfte. Endlich gefiel ihr ein Entwurf, der gefährlich seyn mochte, aber beyde Absichten erfüllte. Sie entschloß sich, ihn ins Werk zu setzen, und stand mit dem Anbruche des Tages auf, dem Pfarrer folgendes Billet zu schreiben.

„Mein theurer Wohlthäter!

„Es ist mir herzlich leid, daß ich das, „was ich Ihnen schuldig bin, nicht durch „eine Unterwürfigkeit ersetzen kann, die so „groß ist als meine Dankbarkeit. Der lie„be Gott weiß, wenn ich Sie zufrieden zu „stellen nur mein Leben hingeben müßte, ich „wäre nicht so unglücklich. Aber welcher Un„terschied zwischen dem Tode und der Tren„nung von meinem Benjamin! Ich kann „nicht von ihm scheiden, Herr Pfarrer! Ich „habe alle meine Kräfte geprüft, aber, haf„sen Sie mich nicht, ich kann nicht. Ich

„will nicht länger meiner armen Schweſter,
„noch der guten Frau Felix zur Laſt fallen,
„und auch Ihnen nicht, der ſo viel für mich
„gethan hat. Wenn Ihnen dieſer Brief zu-
„geſtellt wird, werde ich ſchon lange weit
„von Salenches ſeyn, und nie wieder zurück
„kommen. Ich habe ein Mittel gefunden zu
„leben, ohne in einen Dienſt zu gehen oder
„die Tugend aufs Spiel zu ſetzen, welche
„Sie mir ſo theuer gemacht haben. Über
„dieſen Punct, mein theurer Wohlthäter,
„ſeyn Sie ruhig. Ich gehe, ohne die gute
„Frau Felix davon zu benachrichtigen. Sie
„würde mich aufhalten wollen, und ich viel-
„leicht nicht den Muth haben, es ihr abzu-
„ſchlagen. Ich laſſe in der Schublade mei-
„nes nußbäumenen Tiſchchens 44 Livres,
„die ich ihr für das jetzt zu Ende gehende
„Vierteljahr ſchuldig bin. Ich bitte Sie,
„geben Sie es ihr, und ſagen Sie ihr ja,
„daß ich ſie immer ſegnen, mich immer nach
„ihr ſehnen werde. Sie, mein theurer Wohl-
„thäter, Sie wird der liebe Gott ſegnen;
„denn Sie ſind ſein Bild auf Erden, und

„nach ihm derjenige, den ich am meiſten „hochachte, verehre und liebe.

Claudine."

Dieſen Brief ließ ſie verſiegelt auf dem Tiſche, ſchürzte dann ihr Bündel, that in ein Schnupftuch etwa zwanzig Gulden, die ihr übrig geblieben waren, nahm ihren Benjamin auf den Arm, und ging aus Salenches.

Sie nahm den Weg gegen Genf, ſchlief aber in Bonneville, weil ſie der kleine Benjamin verhinderte, ſchneller zu gehen. Den zweyten Tag kam ſie nach Genf. Ihr erſtes Geſchäft war alle ihre Kleidung und ihre Wäſche zu verkaufen, und mit dem daraus gelöſeten Gelde drey Männerhemden, Schuhe ohne Abſätze, Hoſen, einen Bruſtlatz, eine brauntuchene Weſte, ein ſeidenes Halstuch und eine rothe Mütze. Sie ſchnitt ihre ſchönen ſchwarzen Haare ab, verkaufte ſie einem Perückenmacher, und machte ſich einen Ranzen von Kalbsleder, wor-

ein sie ihr Reisegeräth packte. Sie zog von ihrem Finger den schönen grünen Edelstein, den sie niemahls weggegeben hatte, hängte ihn an einer Schnur um den Hals, und verbarg ihn unter dem Hemde. So, als ein kleiner Savojarde gekleidet, mit einem großen Stock in der Hand, den Ranzen auf dem Rücken und auf dem Ranzen den kleinen Benjamin, der faß und seine Händchen unter Claudinens Kinn zusammen hielt, ging sie aus Genf, und fragte um den Weg nach Turin.

Zwölf Tage ging sie über das Gebirge, ohne daß ihr etwas Verdrießliches aufstieß. Im Gegentheile nahm das Alter und die Gestalt des jungen Savojarden, und das Kind auf seinem Rücken, das er seinen Bruder nannte, in allen Wirthshäusern, wo sie aß und schlief, jedermann für sie ein. Überall bewirthete man die kleinen Reisenden wohl, und wenn Claudine Morgens bezahlte, forderte man von ihr weniger als von andern, manchmahl sogar begehrte man gar nichts,

als daß sie das beliebte Liedchen der Leyrerinnen aus ihrem Lande singe. Claudine, ohne sich bitten zu lassen, begann mit einer sanften gefühlvollen Stimme die so bekannte Melodie, wozu sie die Worte etwas verändert hatte.

Du, arme Jette,
Sangst einst so artig
In Einem fort,
Lalirette.
Allein und traurig
Redst nun kein Wort.

„Ich seufz', daß fern ist
„Der Liebste mein:
„Hab nur zu reden
„Mit ihm allein.

Wähl' einen andern!
Bist schmuck und jung,
Lalirette.
Glaube mir, Jette,
Heilsam ist das Kräutchen
Veränderung.

„Der König selber
„Fänd' nicht Gehör:
„So bald man liebet,
„Wählt man nicht mehr.

Claudinens Reise kostete nicht viel. Als sie in Turin ankam, hatte sie noch Geld übrig. Sie miethete damit ein Dachstübchen in einem Gasthofe, kaufte nebst einigem nöthigen Hausgeräthe einen Schämmel, Bürsten und eine Flasche Öhl, und stellte sich unter dem Nahmen Claude mit ihrem Benjamin, den sie nie verließ, auf den Burgplatz hin, den Vorübergehenden die Schuhe abzuputzen.

Die ersten Tage trugen ihr nicht viel ein, weil sie sich eben nicht geschickt dabey anstellte, und viele Zeit brauchte, einen Sous zu verdienen. Aber bald bekam sie einige Fertigkeit, und die Sache ging viel besser. Claude, klug, munter, leicht auf den Füßen, besorgte die Aufträge des ganzen Stadtviertels. Benjamin setzte sich in ihrer Abwesenheit auf den Schämmel, und gab Acht darauf. War ein Brief oder ein Paket wohin zu tragen, ein Kästchen in ein Zimmer oder Flaschen in den Keller hinab zu bringen, so ward immer Claude vor Allen andern her-

bey gerufen. Alle Bedienten, Thorsteher und faulen Köchinnen bedienten sich seiner als eines vertrauten Menschen, und manchen Abend brachte Claude einen Thaler mit nach Hause, den er sich verdient hatte.

Dieser Verdienst war mehr, als er brauchte, und Benjamin, der zusehends wuchs, wurde mit jedem Tage schöner und von jedermann geliebkoset.

Dieses ziemlich glückliche Leben währte länger als zwey Jahre. Ein Mahl erblicken Claudine und ihr Sohn, da sie auf dem Burgplatze stehen und sich eben beyde bücken, den Schämmel zu rechte zu stellen, einen Fuß auf demselben. Claudine nimmt alsobald ihre Bürste, und ohne den Herrn des Schuhes anzusehen, fängt sie hurtig ihre Arbeit an. Als das Schwerste gethan war, hebt sie den Kopf auf..... Die Bürste fällt ihr aus der Hand; sie bleibt in einer Betäubung da stehen. Belton ist es, den sie erkannt hatte. Der kleine Benjamin, der

keine Zerstreuung und niemanden erkannt hatte, hebt alsogleich die Bürste auf, und will mit seinen noch schwachen Händchen die Arbeit Claudinens fortsetzen, die noch immer unbeweglich die Augen auf den jungen Engländer heftete. Herr Belton fragt Claudinen mit Erstaunen, warum sie inne hält, und lacht über die Bemühungen des Kindes, dessen Gestalt ihm wohlgefällt. Claudine faßt sich nun wieder, entschuldigt sich mit einer so süßen Stimme, mit so schicklichen Worten, daß der Engländer noch mehr erstaunt, und sie über ihr Vaterland und ihr Schicksal ausfragt. Claudine antwortete mit ruhiger Miene, daß sie und ihr Bruder zwey Waisen wären, daß sie auf die Art, wie er es sähe, ihr Brod gewännen, und beyde in dem Thale von Chamouny geboren wären. Dieser Nahme wirkte lebhaft auf Herrn Belton. Er sahe Claudinen steif an, und da er einige Züge wieder zu erkennen glaubte, die er noch nicht vergessen hatte, fragte er sie um ihren Nahmen. Ich heiße Claude, sagte sie.—Und du bist von Chamouny? Ja, mein

Herr, und zwar von dem Dorfe Prieure.— Haſt du keinen Bruder mehr?—Nein, mein Herr, nur den Benjamin.—Keine Schweſter auch nicht?—Ja wohl, zu dienen.— Wie heißt deine Schweſter?—Sie heißt Claudine.——Claudine?—Ja, das iſt ihr Nahme.—Wo iſt ſie?—Ich weiß es nicht.— Du weißt es nicht; warum nicht?—O aus vielen Urſachen, mein Herr, die ſie nicht intereſſiren, und mich weinen machen würden. Wirklich hatte ſie die Thränen in den Augen. Herr Belton betrachtete ſie und ſchwieg. Claudine erinnerte ihn, daß ihre Arbeit gethan ſey. Herr Belton, der noch nicht fortging, zieht eine Guinee aus der Taſche, und giebt ſie ihr mit Rührung auf dem Geſichte. Ich kann nicht heraus geben, ſagte Claudine. Behalte es ganz, erwiedert der Engländer, und antworte mir. Wäre es dir unlieb, dein Geſchäft hier zu verlaſſen, und in einen guten Dienſt zu treten?—Das kann ich nicht, mein Herr.—Warum nicht? —Weil ich um nichts in der Welt mich von meinem Bruder trennen möchte.—Wenn

man ihn aber sammt dir nähme?—Das wäre etwas anders.—Wohlan, Claude! du bist mein. Es soll dir recht gut in meinem Hause gehen, und dein Bruder soll auch da wohnen.—Mein Herr, antwortete Claudine voll Verwirrung, haben Sie die Güte und geben Sie mir Ihre Addresse. Herr Belton zerriß den Umschlag eines Briefes, ließ sich versprechen, daß sie ja nicht ausbleiben wolle, und setzte seinen Weg fort, wobey er doch oft zurück sahe.

Für Claudinen war es sehr nöthig, daß die Unterredung endete; ihre Thränen erstickten sie fast. Sie eilte ihr Zimmer zu erreichen, und schloß sich ein, zu überdenken, was sie thun sollte. Es schien ihr gefährlich in die Dienste des jungen Engländers zu treten; dennoch rief sie ihr Herz hin. Auch das Verlangen, dem Benjamin einen Vater zu geben, war ein starker Beweggrund. Andererseits machte sie die Art, wie Herr Belton sie hintergangen, und das Versprechen, das sie dem Herrn Pfarrer von Sa-

lenches und ſich ſelbſt gethan hatte, alle Gelegenheit zu fliehen, wo ihre Tugend bedroht würde, in ihrem Entſchluſſe wieder wanken. Zuletzt war doch die Rückſicht auf ihres Benjamin Beſtes ſtärker als Alles. Claudine beſchloß, nach reifer Überlegung, zu Herrn Belton zu gehen, ihm mit Eifer zu dienen, ihm Liebe für ſeinen Sohn beyzubringen, aber ihm ſorgfältig zu verbergen, daß ſie jene Claudine ſey, die er zu erkennen ſchien. Sie bereute, daß ſie zu viel geſagt hatte, und nahm ſich feſt vor, nicht ein Wort beyzuſetzen, das den Engländer vollkommen unterrichten könnte.

Mit dieſem Entſchluſſe gieng ſie den andern Morgen zu Belton, der ſie ſehr gut aufnahm. Der Engländer ſetzte ihr eine hübſche Beſoldung aus, wies ihr und dem Benjamin ein Zimmer an, und gab Befehl, daß man ihnen auf der Stelle Kleider machen ſollte. Nach dieſen Präliminarien wollte Herr Belton die geſtrige Unterredung fortſetzen, und fragte ſeinen neuen Bedienten

über die Schweſter aus, von der er geſtern Meldung gethan hatte. Aber Claudine unterbrach ihn. Mein Herr, ſagte ſie, meine Schweſter lebt wohl nicht mehr; ſie wird vor Elend, Verdruß und Reue geſtorben ſeyn. Unſere ganze Familie hat ihr Elend beweint, und die nicht dazu gehören, ſind vielleicht nicht berechtiget, uns an eine ſo traurige Geſchichte zu erinnern. Belton, mehr als jemahls über den Ton und den Verſtand Claudinens erſtaunend, hörte in dieſem Augenblick zu fragen auf; aber faßte viel Hochachtung und eine wahre Freundſchaft gegen dieſen ſonderbaren Jüngling.

Claude wurde in kurzer Zeit der Liebling ſeines Herrn. Der kleine Benjamin, zu dem ſich Belton unwillkürlich wie durch einen Zauber hingeriſſen fühlte, war beſtändig in ſeinem Zimmer. Er überhäufte ihn mit Geſchenken. Das liebenswürdige Kind ſchien zu errathen, daß es ihm das Leben ſchuldig ſey, liebte ihn faſt ſo ſehr als Claudinen, und ſagte es ihm mit ſo viel Anmuth, unter

ſo naiven Liebkoſungen, daß der Engländer den kleinen Benjamin gar nicht mehr entbehren konnte. Claudine weinte vor Freude darüber; aber ſie verbarg ihre Thränen, und war doppelt auf ihrer Huth, daß ſie ja nicht erkannt würde. Die Zerſtreuung des Herrn Belton, ſeine Verbindungen, ſeine Liebſchaften mit mehrern Weibern in Turin kränkten Claudinens Herz, und ließen ſie fürchten, daß der Augenblick ſich zu entdecken vielleicht nie kommen würde.

Wirklich wandte Herr Belton ein großes Vermögen, in deſſen Beſitz er, durch den Tod ſeiner Ältern, mit neunzehn Jahren gekommen war, bisher dazu an, daß er Italien durchreiſete, und überall blieb, wo er ſich unterhielt, das heißt, wo er Weiber fand, die ihm gefielen, die ihn betrogen und ihn zu Grunde richteten. Eine Dame des Turiner Hofes, ſchon etwas bejahrt, aber noch ſchön, war ſeine Geliebte, eine lebhafte, heftige und ſehr eiferſüchtige Frau. Sie forderte, daß er alle Tage des Abends mit ihr

ſpeiſete und des Morgens ihr ſchreibe. Der Engländer getraute ſich nicht auszubleiben, und oft gab es Zank und Händel. Wegen jeder Kleinigkeit wollte ſich die Frau umbringen, griff nach einem Meſſer, weinte, riß ſich die Haare aus, und ſpielte Comedien, die Herrn Belton läſtig zu werden anfingen. Claude ſahe alles das mit an; denn Abends begleitete er ſeinen Herrn, und bediente ihn bey der Tafel, und morgens war er es, der ſeine Briefe zur Dame trug. Sein armes Herz litt genug dabey, aber es litt, ohne ein Wort zu ſagen. Er gehorchte ſeinem Herrn, der ihm täglich mehr Vertrauen ſchenkte, und ſich oft gegen ihn über das traurige unruhige Leben beklagte, das er führte. Claude wagte dann ihm manche kleine Warnung, halb im Scherz, halb im Ernſt zu geben. Sein Herr billigte ſie, und verſprach ſie morgen zu nützen. Der Morgen kam, und Belton kehrte zu ſeiner Dame zurück, mehr aus Gewohnheit als aus Liebe; und Claude, der in Geheim weinte, nahm eine lächelnde Miene an, wenn er ſeinen Herrn begleitete.

So vergingen einige Monathe; endlich kam ein Mahl der Engländer und die Marquise so scharf an einander, daß jener sich fest vornahm, nicht mehr in ihr Haus zu gehen, und, es ja zu halten, mit einer andern Dame sich einließ, die auch nicht viel mehr werth war als jene, von der er sich losgemacht hatte. Claudine fand in dieser Veränderung nur eine neue Ursache, sich zu kränken. So viel sie auch gesagt, so viel sie auch gethan hatte, so hieß es doch jetzt wieder von neuem anfangen. Sie ergab sich darein ohne zu klagen. Sie hörte mit eben der Unterwürfigkeit, eben der Sanftmuth, eben der Anhänglichkeit zu, da ihr Herr sie wieder zu seiner Vertrauten machte, und diente ihm mit eben der Treue.

Aber die Marquise war nicht die Frau, die das Herz ihres Engländers so ruhig einer andern überließ. Sie ließ ihn ausspioniren, entdeckte bald ihre Nebenbuhlerinn, und entschlossen alles zu thun, um Herrn Belton entweder zurück zu bringen oder zu

ſtrafen, erſchöpfte ſie alle Hülfsmittel der Schlauheit und Intrigue, ſeiner wieder habhaft zu werden. Ihre Bemühungen waren fruchtlos. Der Engländer antwortete nicht auf ihre Briefe, kam nicht, ſchlug ihre Beſtellungen aus, und verlachte ihre Drohungen. Die Marquiſe, voll Verzweiflung, dachte an nichts als an Rache.

Einſt als Herr Belton ſeiner Gewohnheit nach um zwey Uhr Morgens von ſeiner neuen Geliebten wegging, ſein treuer Claude ihm folgte, und er ſchon mißvergnügt über ſie ihm ſagte, daß er große Luſt habe, nach England zurück zu kehren, fielen jählings vier Spitzbuben, die ſich an der Ecke der Straße verborgen hatten, mit ihren Dolchen über Herrn Belton her. Kaum hatte er Zeit, ſich an die Mauer zu ſtellen und die Hand an den Degen zu legen. Claudine aber hatte ſich beym Anblick der Mörder vor ihren Herrn hingeworfen und mit ihrer Bruſt den Dolch aufgefangen, der ihn durchbohren ſollte. Sie ſank zu Boden. Der Engländer, ſchreyend

vor Wuth, läuft auf denjenigen zu, der sie verwundet hatte, streckt ihn auf den Platz nieder, und greift auch die andern mit solcher Lebhaftigkeit an, daß sie die Flucht ergreifen. Herr Belton verfolgt sie nicht; er gehet zu seinem Bedienten, hebt ihn auf, umarmet ihn, und nennt ihn weinend beym Nahmen. Claudine antwortet nicht. Sie ist ohnmächtig. Herr Belton nimmt sie in seine Arme, trägt sie in seine Wohnung, die nicht ferne war, und legt sie in sein eigenes Bett. Indessen alle seine Leute auf seinen Befehl um einen Wundarzt laufen, will Belton voll Ungeduld nachsehen, ob die Wunde bedenklich sey. Er knöpft Claudinens Weste auf, schiebt das blutige Hemd auf die Seite, sieht nach, und bleibt starr vor Erstaunen, als er einen Weiberbusen erblicket.

In eben diesem Augenblicke kommt der Wundarzt. Er untersucht die Wunde. Sie ist nicht tödtlich; denn der Dolch war von dem Beine abgeglitten. Aber Claudine kommt nicht zu sich. Man verbindet sie; man hält

ihr allerhand Riechwasser vor. Belton, der ihr den Kopf stützet, siehet, daß sie eine Schnur am Halse hängen hat. Er ziehet sie heraus, und erblickt einen Ring.... Es ist der seinige, eben der, den er auf dem Montanverd der schönen Schäferinn gab, die er so grausam verließ. Alles ist entdeckt, alles liegt am Tage! Aber Belton hält an sich. Er läßt eine Wärterinn kommen, welche Claudinen entkleidet und in ihr Bett trägt. Endlich kommt das arme Mädchen zu sich, und betrachtet voll Erstaunen die Wärterinn, den Wundarzt, ihren Herrn und den kleinen Benjamin, der, erwacht vom Lärmen, halbnackend zu seinem Bruder hinlief, ihn umarmt hielt, und manchen heftigen Schrey dabey ausstieß.

Das erste, was Claudine that, war den Benjamin zu trösten. Hernach, als sie sich erinnerte, was mit ihr vorgegangen war, als sie sich in einem Bette sahe, und voll Unruhe darüber nachdachte, daß man sie entkleidet hatte, griff sie hastig nach der Schnur

ihres Ringes. Herr Belton, der sie betrachtete, las in ihren Blicken ihr Vergnügen, als sie ihn noch fand. Er ließ sogleich alles abtreten, kniete sich vor ihr Bett, nahm ihre Hand und sprach: Beruhige dich, beruhige dich! meine liebe Freundinn! Ich weiß Alles, und zwar zu unser Beyden Glück. Du bist Claudine, und ich war ein Ungeheuer. Nur durch Ein Mittel kann ich aufhören es zu seyn, und das stehet in deiner Gewalt. Ich bin dir schon das Leben schuldig; ich will dir auch noch die Ehre schuldig seyn; ja, die Ehre; denn ich habe sie verloren, nicht du. Deine Wunde ist nicht gefährlich. In kurzem wirst du hergestellt seyn. So bald du ausgehen kannst, sollst du mir am Altar den Nahmen Gatte geben, und ein schreckliches Unrecht verzeihen, das ich mir selbst auf keine Art verzeihen kann. Diese Heurath, die ich verlange, um die ich dich fußfällig bitte, wird mich in den Augen aller Kenner der Tugend ehren und adeln. Lange Zeit, o meine Claudine, vergaß ich sie, die liebenswürdige Tugend;

aber nun wird sie mir doppelt werth, da du es bist, welche ihr mein Herz wieder gewinnt.

Urtheilen Sie, mein Herr, von dem Erstaunen, der Freude, dem Entzücken Claudinens. Eben ward sie den kleinen Benjamin gewahr, den man mit den Andern hinaus gehen hieß, und der, besorgt für seinen Bruder, ganz leise die Thür ein wenig öffnete, und sein artiges Gesichtchen hinein steckte, zu sehen, was im Zimmer vorginge. Claudine zeigte ihn dem Herrn Belton und sagte: Hier ist dein Sohn. Er wird dir besser antworten als ich. Der Engländer stürzet auf den kleinen Benjamin, nimmt ihn in seine Arme, deckt ihn mit Küssen, und trägt ihn zu seiner Mutter hin. So brachte er die Nacht zwischen seinem Weib und seinem Kinde in einer Seelenwonne zu, die er noch nicht gekannt hatte.

In vierzehn Tagen war Claudine hergestellt. Sie hatte Herrn Belton von Allem unterrichtet, was ihr begegnet war. Diese

Erzählung machte sie dem jungen Engländer nur noch theurer. Er war jetzt verliebter, als da er sie das erste Mahl sahe. So bald Claudine die Reise vertragen konnte, stieg sie, in Weibertracht, aber sehr sittsam gekleidet, mit dem kleinen Benjamin in den Wagen des Engländers. Alle drey fuhren, ihrer neuen Verabredung gemäß, nach Salenches, und stiegen bey dem Herrn Pfarrer ab. Der gute Seelenhirt erkannte Claudinen nicht. Der Engländer belustigte sich eine Zeit lang an seiner Verlegenheit. Endlich umarmte ihn Claudine, erinnerte ihn an alle seine Wohlthaten, und machte ihn mit der Absicht ihrer Reise bekannt. Der gute Pfarrer pries den Himmel, und lief, die alte Frau Felix aufzusuchen, die noch lebte und vor Freude zu sterben dachte, als sie Claudinen und den Benjamin wieder sahe. Morgens reiseten sie Alle nach Chamouny, wo Herr Belton, der catholisch war, öffentlich in der Pfarrkirche zu Prieure wollte zusammen gegeben werden.

Als sie Abends ankamen, schickte der junge Engländer den Herrn Pfarrer von Salenches zu dem fürchterlichen Herrn Simon hin, um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Der Greis hörte ihn ernsthaft an, ohne viel Freude zu zeigen, und gab mit zwey, drey Worten seine Einwilligung. Claudine warf sich zu seinen Füßen nieder; der Alte ließ sie einige Augenblicke knieen, hob sie dann auf, ohne ihr zuzulächeln, umarmte sie, ohne sie an sein Herz zu drücken, und grüßte kaltsinnig Herrn Belton. Die gute Nanette, die man gleich bey der Ankunft Claudinens gehohlt hatte, lachte und weinte zugleich in Einem fort. Als man in die Kirche zog, trug sie in einem Arme den Benjamin, den andern schlang sie um ihre Schwester. Beyde Pfarrer giengen voraus, und hinterher die alte Frau Felix mit dem Herrn Simon, den sie ausschalt. Alle Kinder des Dorfes folgten und sangen Lieder.

So kam man in der Pfarrkirche an, wo der Herr Pfarrer von Chamouny den Herrn

Pfarrer von Salenches die Meſſe leſen ließ. Die Hochzeit war ſchön. Das ganze Dorf tanzte acht Tage lang. Herr Belton ließ auf der Wieſe am Ufer der Arve Tiſche herrichten, wo ſich jedermann, der wollte, niederſetzen konnte. Er kaufte gute Gründe für den alten Herrn Simon, der aber nahm ſie nicht an, und ärgerte ſich ſogar über unſern Pfarrer, als er ihm Vorwürfe über dieſe Weigerung machte. Nanette war nicht ſo hart. Sie nahm dieſe Gründe und ein ſchönes Haus an, das ihr Herr Belton ſchenkte. Sie iſt jetzt die reichſte und wohlhabendſte in unſerm Dorfe. Herr und Frau Belton gingen nach Verlauf eines Monaths heim, und nahmen den Segen von jedermann mit ſich. Sie ſind jetzt in London, wo Benjamin ſchon ſechs bis ſieben Geſchwiſter hat.

Das iſt ihre Geſchichte. Ich habe ſie nicht kürzer faſſen können, weil ich ſie ſo zu erzählen ſuchte, wie ſie der Herr Pfarrer erzählt, von dem ich ſie oft hörte. Verzeihen Sie mir, mein Herr, wenn ſie Ihnen nicht gefallen hat.

Ich dankte dem Franz Paccard recht sehr, und versicherte ihn, daß mich seine Erzählung sehr gerührt hätte. Dann stieg ich vom Montanverd hinab, nur mit Claudinen beschäftigt, und bey meiner Zurückkunft in Genf schrieb ich diese Geschichte so hin, wie sie mir Paccard erzählt hatte, ohne daß ich selbst die Fehler des Geschmacks und des Styles, welche die Kenner darin finden werden, zu verbessern gesucht hätte.

Nachrichten

von den

Schauspielen der Chineser und Japaneser.

Aus dem Französischen.

Seit mehr als drey tausend Jahren blühet bey den Chinesern die von den Griechen etwas später erfundene Kunst, lebende Gemählde der menschlichen Verrichtungen aufzustellen, und moralische Schulen anzulegen, wo man die Tugend durch Handlung und Gespräch lehret. Die dramatische Poesie wurde also lange Zeit nur in dem einzigen Athen und in dem weiten Chinesischen Reiche ausgeübt, welches von der übrigen Welt getrennt und ihr unbekannt ist. Rom hat sie erst vier hundert Jahre später cultivirt. Nie kam sie zu den Persern und Indianern, die doch für erfindsame Völker gehalten wer-

den*). Die von den Chinesern vorgestellten Trauerspiele haben Moral zum Gegenstande, welche sie durch die Beyspiele ihrer Helden und die Lehren ihrer Philosophen wirksamer zu machen suchen. Man bringt bey der Aufführung dieser Stücke oft zehn oder zwölf Tage hin, und spart keinen Aufwand, das Äußere des Schauspielhauses so wohl, als auch die Scenen gut herzustellen und prächtige Kleider herbey zu schaffen. Alle Chinesischen Städte haben Truppen Possen=und Schauspieler von einer bessern Classe, die man in die Häuser kommen läßt. Das Schauspiel fängt immer an, wenn man sich zu Tische setzet. Vier oder fünf prächtig gekleidete Schauspieler treten in den Speisesaal, werfen sich auf die Erde nieder, und schlagen drey oder vier Mahl den Boden mit ihren Stirnen**). Diese Ce-

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes scheint hierin keine gute Nachricht zu haben, und Sacantola nicht zu kennen.

**) Eine bey den Morgenländern so allgemeine Gewohnheit, daß sie hier nicht hätte dürfen angeführt werden.

remonie gehet zwischen den Reihen der Tische vor, und sie kehren dabey das Gesicht gegen eine lange Tafel, die im Hintergrunde des Saales voll Fackeln und Rauchpfannen stehet. Dann erheben sie sich wieder vom Boden, und übergeben ein großes Buch, worin mit goldenen Buchstaben das Verzeichniß von 50 oder 60 Stücken zu finden ist, die sie auswendig wissen *), und wovon der vornehmste Gast eines wählen kann. So bald die Wahl geschehen ist, fängt die Aufführung mit einer Symphonie von seltsamen Instrumenten an, von kupfernen und eisernen Becken, die einen rauhen, spitzen Ton von sich geben, von Trommeln aus Büffelfellen, Flöten, Querpfeifen, Trompeten und großen Glocken. Dieses lärmende Orchester, das nur den Chinesern gefallen kann, schweiget, den Comedien Platz zu machen, die ohne Decoration vorgestellt werden. Man breitet nur einen Teppich auf den Boden aus, und statt der Coulissen müssen den Schauspielern die Zimmer nahe

*) Mit oder ohne Einsager?

am Balcon dienen, wo sie herein kommen, ihre Rolle zu spielen. Die Schauspieler sind gut gekleidet, und wechseln zwischen den Acten oft ihren Anzug. Wenn eine neue Person auftritt, so sagt sie immer ihren Nahmen und die Rolle, die sie zu spielen hat *).

Das erste Stück ist immer heroisch, das zweyte comisch, das dritte pantomimisch. Übrigens muß man in den Chinesischen Stücken weder Regelmäßigkeit, noch Interesse, noch irgend eine Wahrscheinlichkeit suchen**). So war bey den Griechen die Tragödie in ihrer Wiege, so waren in Frankreich die al-

*) Dieses ist auch bey den Griechischen und Römischen Prologen üblich. Euripides besonders findet es sehr bequem, sich auf diese Art dem Publicum verständlich zu machen. Polydorus, Jokasta, Andromache, selbst Venus sagen mit klaren Worten, wer sie sind, und wie die Sachen stehen. Nicht also verfährt der weisere Sophokles.

**) Scheinen nicht viele unserer mit Beyfall aufgeführten Stücke aus dem Chinesischen übersetzt zu seyn?

ten Farßen, die moralischen Stücke (Moralités) und die Geheimnißstücke *).

Bey den Japanesern haben sehr reiche Privat-Personen ihr eigenes Theater. Bey diesem sind die Decorationen und Maschinen überaus prächtig. Man muß gestehen, daß nach den Chinesern kein Volk sich so gut darauf versteht als diese Insulaner. Unsere Decorateur könnten viel von ihren lernen; sie könnten lernen ungeheure Riesen, spazierende Berge, volkreiche und belebte Städte, Springbrunnen und andere Dinge vorzustellen, die wir nur auf der Leinwand nachahmen. Über diesen Decorationen aber vernachläßigt man das Ohr und den Verstand nicht **). Die Ja-

*) In den moralischen Stücken traten Tugenden und Laster, in den Geheimnißstücken die heiligsten Personen unserer Religion auf. Die Passionen am Charfreytage, die man in einigen Gegenden des catholischen Deutschlandes noch vor zwanzig Jahren spielte, waren ganz im Geschmacke der Geheimnißstücke.

**) Auch nicht einmahl den Verstand? Man

paneser haben Comödien, die ihnen nicht minder gefallen als uns die unsrigen. Der Stoff ist aus der Geschichte genommen. Man stellt die Abenteuer der Götter, oft auch ihre Liebschaften, vor *). Ihre Stücke sind, wie die unsrigen, in Acte und Scenen abgetheilt. Ein Prolog erklärt den Plan, verschweigt aber die Entwickelung, welche überraschend seyn muß. Die Intermezzi sind Ballette oder Possenspiele. Aber in Lust- und Trauerspielen ist alles auf Moral gebaut, und der Styl der erstern nachdrücklich und nicht selten kraftvoll.

In Japan trägt jedes Viertel der Stadt der Reihe nach ein oder zwey Mahl das Jahr

sieht, daß die Japaneser schwerer zu befriedigen sind als die Wiener. Wenn die Musik singbar, und in Kleidern und Decorationen nichts vernachlässigt ist, so erlassen unsere Landsleute dem Dichter sehr oft die Kleinigkeit — Menschenverstand.

*) Das thut auch Plautus in seinem Amphitruo, den meine Leserinnen vielleicht aus der Molierischen Nachahmung kennen.

die Kosten des Schauspieles. Diejenigen, welche die Reihe trifft, führen, wie in einer Procession, die Schauspieler und Maschinen heram. Man sieht unter einem reichen Thronhimmel einen breiten Schild, worauf der Nahme der Gasse stehet, auf deren Kosten diesen Tag gespielt wird. Eine lärmende Musik begleitet den Zug, und lockt eine Menge Volk von den umliegenden Orten herbey. Hierauf folgen die Decorationen und das ganze theatralische Geräth *). Dann kommen die Schauspieler, nach ihnen die Einwohner dieses Stadtviertels in feyerlicher Kleidung; endlich schließt den Zug ein zahlreicher Pöbel, der paarweise gehet, und Bänke oder Strohmatten trägt. Da man diese Schauspiele nur an großen Festtagen giebt, und sie mit zum Gottesdienste gehören; so nehmen die Priester hierbey die ersten Plätze ein.

*) So trugen bey uns die Reitgaukler das Faß mit, durch das sie sprangen.

Über die Umgangssprache *).

Es gehört bey uns gleichsam zum Luxus außer seiner Muttersprache—leider oft ohne seine Muttersprache!—eine andere zu wissen, theils um sich von dem großen Haufen zu unterscheiden, theils um in Gegenwart der Bedienten über alle Gegenstände frey und unverstanden sich unterhalten zu können. Zu dieser Umgangssprache ist bey uns und in mehreren nordischen Ländern die Französische erwählt worden. Es wird schwer halten, sie um dieses Vorrecht zu bringen, da man sich schon seit einem Jahrhunderte an sie ge-

*) Diese Abhandlung wurde lange vorher geschrieben, ehe die Franzosen sich mit dem Blute ihres nur zu guten Königs besudelt haben. Man darf hoffen, daß sie nun doppelt willkommen und—wirksam seyn wird.

wöhnt, und der Vater sie dem Sohne, die Mutter der Tochter mit der ersten Erziehung beygebracht hat. Selbst jetzt, da das ganze Vaterland und besonders die höhern Stände so viele Ursachen haben, sich über die Franzosen zu beklagen, selbst jetzt bemerkt man keine große Veränderung. Man hört noch immer die Französischen Vorkehrungen Französisch tadeln, und Französisch versichern, daß die Französische Nation vom Angesichte der Erde soll weggetilgt werden.

Ohne ängstlich zu überlegen, wie viel eine Predigt über diesen Gegenstand nützen werde, bin ich entschlossen eine zu halten, und die Nachtheile zu zeigen, die aus der Annahme einer fremden Sprache nothwendig folgen müssen, und leider bey uns wirklich erfolgt sind. Zuletzt werde ich einen Vorschlag thun, dem Übel zu steuern.

Mit der Liebe zu einer fremden Sprache ist die Liebe zu der Nation, von welcher sie gesprochen wird, fast immer verknüpfet. Man

betrachtet jeden Thoren, der aus diesem Lande kommt, als ein höheres oder doch angenehmeres Wesen, denn die Alletagsgeschöpfe, unsere Landesleute. Man findet alle Waaren, die daher gebracht werden, besser, geschmackvoller, und was noch mehr als beydes ist—modisch. Man füllt seine Bücherschränke, wenn man sie auch nur zur Parade hat, mit Büchern dieser Nation an, und glaubt sich auf dem höchsten Gipfel der Bildung, wenn man alles Heimische abgelegt hat. Solche Leute sind wahre Fremdlinge in ihrem Vaterlande. Die einzige Ehre, die sie ihm noch anthun, ist, sich von den Renten zu nähren, die es ihnen liefert.

Ich brauche hier nicht die Frage aufzuwerfen, ob ein solches Betragen allen Patriotismus ausschließe, oder ob eine Nation ohne Patriotismus groß werden könne. Jedermann wird die erste Frage mit ja, die zweyte mit nein beantworten. Jedermann wird gestehen, daß unsere Sprache gebildeter, unsere Künste und Manufacturen blü-

hender, unsere Litteratur geschätzter und älter seyn würde, wenn der mächtigste und reichste Theil der Nation Deutsch gefühlt, Deutsch gedacht, sich Deutsch betragen hätte. Man klage daher nicht, wenn Deutsche Schriftsteller die Deutschen Großen nicht lieben. Sie empfangen so oft ja nur Undank und Verachtung von ihnen. Eine Deutsche Prinzessinn brach vor ungefähr funfzehn Jahren in ein lautes Gelächter aus, als eine Deutsche Mutter ihr sagte, ihre Tochter lerne die Regeln ihrer Muttersprache. Sie konnte gar nicht begreifen, daß die Deutsche Sprache, so wie die Französische, Regeln haben könne.

Wozu denn diese aufgewärmte Moral? rufen hier einige Wiener; das hat man uns ja schon hundert Mahl gesagt.

Noch nicht genug, wie ich leider täglich sehe! Wenn ihr also immer fort die alte Sünde begehet, so möget ihr auch immer fort die alte Predigt hören.

„Aber eine Umgangssprache hatte man „doch nöthig. Hätte man nun eine andere „als die Französische gewählt, so würde man „das Übel nicht aufgehoben, nur gegen ein „anderes verwechselt haben."

Das ohne Zweifel geringer gewesen wäre. Die Zuthätigkeit der Französischen Nation und ihr für unsern Character und — Beutel so unglücklicher Erfindungs- und Neuerungsgeist, der uns durch einen beständigen Modewechsel von Waaren aller Art mit einem ordentlichen Tribut belegte, machten, daß die Vorliebe für sie uns nachtheiliger wurde, als es die Vorliebe für eine andere Nation geworden wäre.

Was übrigens die Nothwendigkeit einer Umgangssprache betrifft, so ist sie mir eben nicht einleuchtend. Kommen doch die Portugiesen, die Spanier, die Italiäner, die Engländer, ja die Franzosen selbst mit einer einzigen Sprache, und zwar mit ihrer eigenen, aus, ja halten es sogar für eine größere Schan-

de, dieſe zu verhunzen als eine fremde. Merkt es wohl, meine geliebten Wiener! Alle dieſe Nationen halten es für eine größere Schande ihre eigene Sprache zu verhunzen als eine fremde.

Doch wenn ihr eine Umgangsſprache für gar ſo nothwendig haltet, ſo lernet—Latein.

„Was? dieſe den Damen ſo verhaßte „Sprache?"

Sie iſt es ihnen nur darum, weil ſie den Begriff der Pedanterey damit verbinden. Auch hören ſie nie Latein, als allenfalls von dem Informator ihrer Brüder, ihrer Söhne, der oft ſelbſt nicht gar viel weiß, oder von einer lächerlichen Perſon auf dem Theater. Die Leſung der Römer würde ſie bald von ihrem Vorurtheile zurück bringen, und auch eine bloße Überſetzung des galanten Ovid, des zärtlichen Tibull, im Geiſte, aber ja nicht im Sylbenmaße des Originals, wür-

de gewiß eine große Veränderung in ihrer Denkungsart bewirken.

Diese Sprache ist einmahl zu schwer, ruft ein süßes Herrchen, das einige Französische und Deutsche Wörter, aber gar keine Sprache gelernt hat. Ich gestehe, sie ist schwerer als die Französische, die Aussprache abgerechnet. Aber wenn man auch etwas mehr Zeit bey ihrer Erlernung hinbrächte, so würde man doch diese Zeit bey Erlernung anderer Sprachen wieder ersparen. Mit der halben Mühe würde man Französisch und Englisch, und fast ohne Mühe Italiänisch und Spanisch lernen.

„Aber wie?" wirft hier ein Eiferer für die Reinigkeit der Lateinischen Sprache ein, „würde nicht hierdurch die Lateinische Sprache selbst verderbet werden? Wir müßten „ja die uns gewöhnlichsten, den Römern aber „unbekannten Dinge mit barbarischen Wörtern bezeichnen."

Allerdings. Aber was verschlüge uns das? Laßt einzelne Wörter barbarisch seyn; so lange die Redensarten rein blieben, so würden wir doch nie zu einem Ungarischen Latein herab sinken; denn wenn ein Theil dieser Nation das Latein im Reden verdirbt und unverständlich schreibt, so ist es minder wegen Einstreuung einzelner barbarischen Wörter, als weil auch die Wendungen Unlateinisch sind, und weil man nicht bloß in Ermangelung echter Ausdrücke, sondern aus Unwissenheit, Bequemlichkeit, ja sogar aus Höflichkeit und Titelsucht neue geschmiedet hat. Übrigens spotten wir, so viel wir wollen, über das Küchen-Latein der Ungarn. Sie haben Trotz dessen nicht nur viele treffliche Lateiner unter ihren Gelehrten, sondern auch mehr große Kenner der Römischen Sprache und Litteratur unter ihrem Adel aufzuweisen als wir Spötter; ja selbst ihr Küchen-Latein diente zur Erhaltung ihrer Vaterlandsliebe und ihres National-Stolzes. Denen hätte die Annahme einer fremden Sprache gewiß Abbruch gethan und also die Haupttriebfedern

zerstört, deren sich eine weise Regierung zur Erreichung der größten Endzwecke bedienen kann.

Doch wieder auf die barbarischen Wörter zurück zu kommen! Wenn man den Adel der Römischen Sprache durch die Mißverbindung mit ihnen zu schwächen fürchtet, so unterscheide man sie durch Unterstreichen oder durch irgend ein anderes Zeichen, so wie man in den unaufgeklärten Zeiten die Juden nöthigte, gelbe Aufschläge oder doch einen Fleck von anderer Farbe darauf zu tragen.

Doch sey es immer wahr, daß die Annahme der Lateinischen Sprache mit einigen Schwierigkeiten verbunden seyn würde; unübersteiglich sind sie nicht; und wir würden, wenn wir sie übersteigen wollten, nicht nur den oben erwähnten Übeln abhelfen, sondern auch unsern Geist erheben, unsern Geschmack verbessern. Wer wird es bezweifeln, daß den Römischen Schriftstellern der erste Platz nach

den Griechen gebührt, ja daß uns ihre Art zu denken so gar näher ist als die der Griechen *), und daß wir sie für zuverlässigere Muster als alle Neuern betrachten können.

*) Obgleich Homer ein weit größerer Kopf als Virgil war, so läßt ihn doch dieser in allem zurück, was auf Feinheit des moralischen Gefühls hinaus geht. Sich davon zu überzeugen, halte man den heimlichen Ausgang des Diomed und Ulyß im Homer mit dem des Nisus und Euryalus im Virgil zusammen, oder vergleiche den letzten entscheidenden Zweykampf ihrer Helden. Vielleicht liefere ich darüber eine kleine Abhandlung.

K. K. Theater.

Den 21. Aprill wurde aufgeführt: Le gelosie villane, die Eifersucht auf dem Lande. Diese Oper kam zuerst im Jahre 1783 auf unser Theater, und wurde nun auf Verlangen des Hrn. Raffanelli, der hierin auftreten wollte, wieder hervor gesucht. Die Musik von Sarti gehört zwar nicht unter die Meisterstücke, ist aber doch angenehm. Die Verse taugen freylich nichts, doch fallen gewisse Urbanitätsblümchen z. B. Asini, Birbanti, Asinaccie, womit die Italiäner ihr comisches *) Singspiel aufstutzen,

*) Das wahre Wort für Buffo ist Schalksnarr, Possenreißer, und paßt recht eigentlich auf den größten Theil der Wälschen Sänger. Bloß meine Achtung für die großen, freylich erst im Auslande entwickelten Talente eines Benucci, Mandini, Raffanelli bewog mich, das Wort höflicher als treu zu übersetzen.

bey Landleuten weniger auf. Hr. Raffanelli hatte wohl nie eine gute Stimme, ist aber, nach dieser Rolle zu schließen, ein vorzüglicher Schauspieler. Er wurde gerufen, welche Ehre auch Hrn. Bellentani, der nach einigen Jahren hier wieder auftrat, und Hrn. Lotti wiederfuhr. Der Letzte ist für einen terzo uomo sehr gut, ja beynahe zu gut. Übrigens fand man eine gewisse eingelegte Arie zu zweydeutig oder vielmehr zu eindeutig. Im Deutschen Schauspiel würde man nicht die Hälfte dieser Unmoralitäten dulden. Desto besser! Diese ehrenvolle Strenge sind wir unsern Landesleuten schuldig. Die Lacedämonier ließen ihre Knechte sich bezechen, damit ihre Kinder sähen, was für ein häßliches Laster die Trunkenheit sey. Und in—Corinth, denke ich, verboth man einst golddurchwirkte Kleider und andere Luxuswaaren; doch verboth man sie nur den Matronen und den Candidatinnen zur Matronenschaft. Die Frauenzimmer aber, welche durch öffentliche Veräußerung ihrer Reitze auf diese höchste weibliche Wür-

de Verzicht gethan hatten, diese konnten tragen, was sie wollten. Das Gesetz würdigte sie keiner Ahndung.

Ballet.

Den 23. April gab man: Die Freywilligen (oder vielmehr die Recruten) ein comisches Ballett von Hrn. Muzzarelli.

Ein Regiment zieht durch ein Dorf, und will recrutieren. Die Mädchen geben dem Beamten Geld, daß er ihre Bursche nicht zu Recruten stelle, und dieser räth den Burschen sich krumme Beine, dicke Bäuche, Stelzfüße zu machen. Der leichtgläubige Officier gehet also unverrichteter Sache fort, kommt aber auf Einrathen eines alten Bauern wieder zurück und siehet die Preßhaften frisch und gesund herum tanzen. Nun nimmt der alte Bauer und zwey kleine Knaben die Muskete, welches die Wirkung hervor bringt, daß die Bursche mit Freuden Soldaten wer-

den, und selbst die Mädchen das dem listigen Beamten wieder abgenommene Geld zum Kriegsbeytrage widmen. Ingleichen beschenken sie ihre Geliebten mit—Strümpfen.

Dieses letzte Geschenk sowohl, als der Anblick so vieler wenn auch nur zum Scheine häßlicher Figuren machten, daß das Ballett allgemein mißfiel. Wirklich sollte niemand, der schöne Künste treibt, auf Kosten der Schönheit Lachen erregen wollen, am wenigsten ein Ballettmeister. Der Hauptendzweck kleiner Ballette ist dem Auge und dem Ohre zu schmeicheln. Wie sehr verstand und that dieses der vortreffliche Noverre! Weiß und Rosenfarb war in der—Anacreontischen Gattung möchte ich sagen, ein eben so großes Meisterstück, als Adelheid von Ponthieu in der heroischen.

Den 27. April: Barbarey und Größe, ein Trauerspiel in 4 Aufzügen von F. W. Ziegler. Man weiß, daß seit Erscheinung des Hermann von Unna das heimliche Ge-

richt in mehreren Romanen und in manchem Schauspiele geschildert wurde. Unter den letztern zeichnet sich das darnach genannte Trauerspiel besonders aus. Demnach stellte Hr. Ziegler noch eine Nachlese an. Ohne zu untersuchen, in wie weit und mit welchem Glück er seine Vorgänger genützt habe, liefere ich hier die Geschichte seines Trauerspiels.

Siegmund Graf von Schwanenfels hielt sich in Begleitung des Herzogs von Thüringen, seines Herrn, einige Zeit in Westphalen auf. Hier bekam er Streit mit einem Raugrafen, der einst auch um seine Gemahlinn Rosamunde freyte, aber abgewiesen ward. Er tödtete ihn im ehrlichen Zweykampfe, wie es der Fürst, dessen Schwester und ein Diener, alle von ihm unbemerkt, mit angesehen hatten. (Ein etwas unglaublicher Umstand!) Da der Raugraf Stuhlherr, das ist Vorsteher des heimlichen Gerichtes, in Westphalen war, so luden ihn die Brüder als den Mörder vor. Sein Herzog widerrieth ihm

zu erscheinen. Er wurde also geächtet und verfolgt. Um sicherer zu reisen, steckte er sich in ein Pilgerkleid, und nahm seinen Weg weit von der Heerstraße. (Ist das wahrscheinlich? Warum blieb er denn nicht im Gefolge des Herzogs? Wie konnte ihn denn der Herzog von sich lassen? Gewiß wäre er da sicherer gewesen als allein mit seinem Knappen. Wenigstens mußte er sich bey ihm sicher geglaubt haben, da er bloß auf dessen Rath sich vor das heimliche Gericht nicht stellte.) Sein Anzug, seine Schwermuth, sein ganzes Betragen fällt seiner Gemahlinn auf. Er entdeckt ihr endlich das Geheimniß. Sie hofft, (warum? das weiß man nicht; denn der tapferste Mann kann nicht gegen Meuchelmord schützen,) sie hofft alles von der Ankunft ihres Bruders Hermann, und bittet die Hausgenossen, ihn nur bis zu dieser Zeit, das ist, bis morgen, zu vertheidigen. Als sie aber hören, Siegmund sey verfehmt, weichen sie alle zurück; so groß ist der Schrecken vor diesem Gerichte. Hermann, Rosamundens Bruder lebte indessen am Hofe

des Herzogs, und ist selbst Schöffe des heimlichen Gerichtes. Wieho Gr. von Ehrenberg, der Stuhlherr desselben, hasset ihn, seinen glücklichen Nebenbuhler bey des Herzogs Schwester, die Hermannen schon bestimmt ist, aber nicht erscheint. Er lauert auf eine Gelegenheit, ihm zu schaden; auch dem Herzoge ist er gram, und suchet dessen Geheimschreiber Littig, einen feigen, plauderhaften Thoren in den Orden zu bringen. Hermann widersetzet sich, doch auf keine vernünftige Art. Statt den versammelten Brüdern seine Gründe dawider vorzulegen, beschimpft er den Stuhlherrn, geberdet sich unartig, bricht auf diese Art seinen Eid, und verdient den Tod, wenigstens nach dem Ausspruche der Mitglieder. Warum nun Wieho diese gute Gelegenheit, sich seines Feindes zu entledigen, nicht benützt, ist unbegreiflich. Über Gewissensscrupel ist er ja weg. Dennoch giebt er seinem Feinde vielmehr eine Gelegenheit an die Hand, die Brüder zu versöhnen. Diese Gelegenheit ist der Mord seines geächteten Schwagers Siegmund, den zu

verfolgen, gar ein Bruder aus Westphalen ist hergesandt worden. Indessen muß Hermann sich aus der Versammlung entfernen, und man nimmt Littigen auf.

Siegmund und seine Gattinn sind in der größten Unruhe, die sich vermehrt, als Hermann, der erst mit Freude und Liebe in Siegmunds Arme stürzte, bey der Nachricht von dessen Ächtung Schrecken und Entsetzen äußert. Nun kommt der Herzog, und, als Siegmund Schutz verlangt, trägt er Hermannen auf, ihn zu bewachen und ihm überall zu folgen. (Dazu nun hätte es eben keinen Herzog gebraucht, der hier und überall so breit mit seiner Hülfe thut, obschon nicht seine Klugheit und Stärke, sondern bloß der Zufall Siegmunden zuletzt rettet. Wie er ihm prahlend zuruft: „Nun du, der du an meiner Hülfe verzweifeltest," möchte man seiner Durchlaucht antworten: „Laß uns nicht weise seyn wollen, wo wir nichts als glücklich gewesen sind." Doch ich komme von dieser Scene ab. Zwey Dinge

fallen mir hier äußerst auf: 1. daß der Herzog einen Ritter einem andern einzelnen Ritter in Verwahrung giebt, als wäre es ein wehrloses Weib oder ein schwaches Kind. Zudem ist die Gefahr so groß; was soll ihm ein einzelner auch noch so tapferer Mann helfen? Warum läßt der Fürst nicht lieber Siegmunds Schloß mit einigen von seiner Leibwache besetzen? 2. Wie konnte Hermann diesen Auftrag übernehmen, er, der weiß, daß er Siegmunden, so bald sie allein sind, tödten soll? Wie konnte er sogar den Herzog mit den Worten täuschen: „Er ist mein Freund. Ich werde thun, was mich die Pflicht lehrt?") Nun macht der Herzog, dem schon der erste nicht am besten ausgesonnene Versuch, die Brüderschaft zu entdecken, fehlschlug, den zweyten, und zwar an dem Hermann. Auch dieser gelingt schlecht genug. Der Fürst hat bloß sich in seinem Verdachte bestärket und sagt: „Sind alle wie er, so beugt sich meine Macht vor ihrer Größe." (Nu, nu! Mit der Größe läßt es sich noch halten. Einige im ersten Augenblicke wieder zu-

rück genommene Drohungen ertragen, und lügen, man habe die Nacht bey einer Bürgerstochter zugebracht, ist so etwas gar Großes wohl nicht; obschon der Fürst die letztere Schwachheit Hermanns als eine Untreue an seiner Schwester, wenigstens zum Schein, hätte rügen können.) Nun kommt die Probe auf Littigen. Dieser sagt, was er weiß, Zeichen, Mitglieder und den Versammlungsort. Der Fürst beschließt selbst in der gewöhnlichen Vermummung hinzugehen, und schickt Knechte dem verschwundenen Hermann und Siegmund nach. (Auch hierin ist keine geringe Unwahrscheinlichkeit. Siegmund, der erst ängstlich für sein Leben zitterte und überall Hülfe suchte, folgt nun dem Hermann bey Nacht in einen Wald, und Rosamunde läuft, statt es zu verhindern, zum Herzoge, und beklagt sich darüber. Noch ärger gehet es im Walde zu.) Hier hauet Hermann mit verhülltem Gesichte nach seinem Freunde, der sich alles mit einer albernen Geduld gefallen läßt. (Wenn man einmahl jemanden umbringen

will und muß, so wird man gewiß nicht blind auf ihn loshauen. Das hieße sein Handwerk verpfuschen und grausam treiben zugleich.) Siegmund fällt, ist aber, Dank dem eisernen Kreuze in seinem Hute, nicht verwundet, nur betäubt. Hermann hält ihn für todt, läßt sein Schwert zurück und fliehet. Gleich darauf erscheint Rosamunde und einige Knechte, sogar das Kind hat man in der kalten Winternacht nicht zu Hause gelassen. Sie siehet ihren Gemahl ausgestreckt auf dem Boden, und anstatt seine Wunden zu untersuchen, anstatt nur recht zu sehen, ob er welche hat, was der Knecht Siebel auf den ersten flüchtigen Blick bemerket, läßt sie das Kind Zeter rufen, und eilet fort, ihren Mann an ihrem Bruder zu rächen. (Welcher Widerspruch in dem Charakter eines zärtlichen Weibes!) Die Rache, wie sie selbst sagt, zeigt ihr den Weg zur Höhle, wo das heimliche Gericht gehalten wird, und wo man den Eingang heute zu bewachen vergessen hat. Der Herzog ist seinem Plane zu Folge mitten unter den Fehmrich-

tern, wie Peter der Große unter den Strelizen, und das Schauspiel schließt sich mit ihrer Inhaftierung und der frohen Überzeugung, daß Siegmund nicht so todt ist, als man meinte.

Ich habe einen so kurzen Auszug als möglich gemacht, und manche Unschicklichkeiten, aber bey weiten nicht alle bemerkt. Auch der Dialog wäre zu tadeln, manche grammatische Unrichtigkeiten, manche falsche Sentenzen zu rügen. Doch genug! Meine Absicht ist gar nicht Hrn. Ziegler wehe zu thun. Ich schätze ihn als guten Schauspieler, ich traue ihm auch Fähigkeiten zur dramatischen Dichtkunst zu. Aber er weiß so gut als ich, daß man selbst mit der besten natürlichen Anlage nichts Gutes zu Stande bringt, wenn man sie nicht durch fleißiges Studium bildet. Machen nun seine übrigen Umstände ihm diese Ausbildung unmöglich, mußte er in zwey, drey Jahren so viele Stücke schreiben, als Racine zeitlebens geschrieben hat; so wird jeder billige Richter

den fähigen jungen Mann bedauern, er selbst aber auf allen litterarischen Ruhm Verzicht leisten, und sich mit dem Klatschen eines Publicums begnügen, das auch die unwahrscheinlichsten und widersprechendsten Scenen mit lautem Beyfalle belohnet. Ja, meine lieben Landsleute, wenn ihr heute eine Emilia Galotti, eine Alzire und morgen einen Rudolph von Felsek, eine Anna Bolley beklatschet, so wird einerseits euer Klatschen wenig Reitz für den Mann von Genie haben, und andererseits werdet ihr angehende Schriftsteller in Grund und Boden verderben. Wird ein Gastwirth wohl Öhl aus der Provence verschreiben, wenn der gefällige Gaumen seiner Gäste eben so viel, ja noch mehr Behagen an ranzigem Baumöhle findet? Also nicht die Autoren, die euch schlechte Stücke liefern, sondern ihr, die ihr schlechte Stücke mit Dank annehmt, ihr allein seyd zu tadeln. Veritatem dixi, animam salvavi.

Über dieser höchst nothwendigen Herzens-

erleichterung hätte ich fast vergessen, etwas von der Aufführung zu sagen. Madame Stephanie als Rosamunde sahe sehr schön aus, und spielte vortrefflich. Eben so Hr. Lange, der noch mehr Gelegenheit hatte, sich auszuzeichnen, und diese Gelegenheit, wie gewöhnlich, benutzte. Meine Bemerkung über die Erscheinung der Kinder (S. Jan. S. 77.) fand ich abermahl bestätiget.

Den 4. May gab man das Salierische Meisterstück Axur. Eine neue Sängerinn, Mademoiselle Sessi, trat als Aspasia zum ersten Mahle hier auf, und verspricht eine treffliche Sängerinn zu werden. Auch eine Schauspielerinn? Vielleicht! Haben sich nicht selbst Mandini und Benucci erst hier zu vorzüglichen Schauspielern gebildet? Und doch war der Ruhm, das Alter und die Ansprüche dieser Männer von denen der Mademoiselle Sessi sehr verschieden. Das Publicum ermunterte sie mit Recht, und rief sie am Ende der Oper. Noch muß ich bemerken, daß ihre Figur sehr angenehm, nur

für das Tragiſche etwas zu klein iſt. Immerhin! Wenn ſie nur dieſe angenehme Figur mehr zu benutzen lernt, und im Singen ihren wirklich ſchönen Mund weniger verzieht. Doch dieſe und noch manche andere Bemerkungen werden ihr die Gratien ſchon machen helfen, deren Schutze wir ſie empfehlen. Ungehindert des Vergnügens, das dieſe hoffnungsvolle Sängerinn gewährte, erſcheint doch der jetzige Axur gegen den von 1788, wie ein Holzſtich gegen ein Bartolozziſches Kupfer. Von den Verzierungen des Hrn. Galleari, die man mit ſo viel Gewiſſenhaftigkeit auf dem Zettel angedeutet hatte, war nur Eine neu, nähmlich der beleuchtete Garten im vierten Act, und auch dieſer ziemlich guckkaſtenmäßig, wenigſtens weit unter der vorigen Verzierung und den Arbeiten eines Platzer.

Den 13. May: Diana und Endymion, ein neues Ballett von Hrn. Muzzarelli. Diana mißhandelt die Gefährten Amors. Er rächt ſich, und läßt ſie den Endymion er-

blicken. Anfangs zwar gebiethet ſie den Jüngling zu tödten, ſie will es ſogar ſelbſt thun; aber der Pfeil fällt ihr aus der Hand. Sie liebt und———umarmt ihn. Etwas ſchnell für eine Dame, die Profeſſion von der Sprödigkeit macht. Noch mehr! Sie fällt ſogar ohne Umſtände dem Liebesgotte zu Füßen, als er den Schäfer mit ſich nehmen will. Das iſt das ganze Ballett, das ſich mit einigen Tänzen in Amors Tempel ſchließet. Mademoiſelle Mariatti und Hr. Marſigli, die hier angenommen ſind, und die durchreiſenden Hr. und Mad. Vigano zeigten ſich zum erſten Mahle. Mademoiſelle Mariatti tanzte die Diana mit viel Stärke und Behendigkeit. Man kann ihr den Ruhm einer ſehr geübten Tänzerinn nicht ſtreitig machen. Auch erhielt ſie allgemeinen Beyfall. Nur iſt ihre Perſon etwas zu groß, beſonders zu comiſchen Tänzen, und ihre langen Arme nicht fleiſchig genug. Wenn ſie, wo es immer thunlich iſt, zu Ärmeln ihre Zuflucht nimmt, wird ſie wahrſcheinlich gewinnen. Ihre Pantomime, als ſie den

Endymion tödten wollte, gefiel, obwohl die unvergeßliche Morichelli im Arbore di Diana eine ganz ähnliche Scene hatte. Hr. Marsigli tanzte den Endymion ziemlich gut; doch seiner Tänzerinn kam er nicht gleich. Ganz ein anderer Mann und ein Meister in seiner Kunst ist Hr. Vigano. Schade, daß er nicht so schön gebauet ist als Volcani oder Gechi! Doch vielleicht verstellte ihn die Kleidung, welche nicht am besten gewählt war. Seine Frau hingegen übertrifft an Anmuth alles, was wir seit vielen Jahren auf der Bühne gesehen haben. Sie hat sich den Fuß etwas beschädiget. Dieses hinderte sie im Tanze. Aber ihr lächelndes Gesicht, die wellenförmigen Bewegungen ihrer schönen Arme, die Harmonie ihres ganzen Körpers, heraus gehoben durch einen wollüstigen, aber nicht frechen Anzug, entzückten alle Zuschauer, ja sogar alle Zuschauerinnen. Die letztern verziehen es ihr so reitzend zu seyn. Die Sehnsucht, mit der sie ihren Geliebten suchet, die süße Ahndung, ihn bald zu finden, die lebhafte Freude, als sie ihn gefun-

den hatte, muß man sehen, um sich einen Begriff davon machen zu können. Denn ohne alle Übertreibung:

Bey jedem Schwung des Arms, bey jedem leisen Schritt
Schmückt eine Charis sie, und gehet lächelnd mit.

Österreichische
Monathsschrift.

Junius, 1793.

Auf ein

Gemählde von Raphael,

das den Erlöser als Knaben mit der Weltkugel in der Hand vorstellet *).

Wer ist er, dieser Götterknabe?
Sein denkendes, doch heitres Angesicht
Zeigt jede Tugend, jede Gabe.
Des Weltballs drückendes Gewicht
Ruht leicht in seiner Hand. Mit ruhiger Geberde
Sprach einst, man sieht es wohl, auch Er das
große Werde!

*) In der vortrefflichen Bildersammlung des Herrn Hofraths von Birkenstock.

Weich ihm, o stolzer Gott, du, dessen Augenbraun
Die Feste des Olymps erschüttern!
Hier ist bey Göttermacht auch Götterhuld zu schaun:
Vor ihm darf nur der Bösewicht erzittern.

So rief ich, Freund, als ich das hohe Bild
Von Raphael erblickt, eins jener Meisterstücke,
Womit die Kunst drey Säle dir geschmückt.
Wer nur dein Haus betritt, der sieht beym ersten Blicke,
Daß Wissenschaft allhier die Kunst als Schwester küßt,
Daß aller Musen Sitz und du ihr Priester bist.

A.

Die eiserne Maske.

Zweyter Act.

Ein Gang.

Der Gouverneur und Frethun kommen im Gespräche.

Gouverneur. Du also das Gespenst? Du bist der kühnste Taugenichts, den ich in meinem Leben sah.—„Wir bringen ihn in Sicherheit." Wohl, ich verstehe. Alter Thor! Ich glaubte meine Pflicht zu thun; und ist eine Sünde dabey, dacht' ich, so reicht sie nicht zu mir herab. O! ein König sündigt nicht; und thäte er's, so hat er seinen Mann, der den Nahmen und die Gefahr der Sünde trägt, woll' er oder woll' er nicht.

Freth. Dem Louvois sind die Köpfe feil. Er setzte den eurigen aufs Spiel, nicht anders, als wärs verrufne Kupfermünze.

Gouvern. Genug.—Es geht mir son-

derbar. Ein Complott wird gegen mich und meine Pflicht geschmiedet; der heimliche Betrug wächst und reift unter meinen Augen, und hintergeht alle meine Wachsamkeit: er entdeckt sich mir, und ich bin genöthigt, ihn gut zu heißen und Theil daran zu nehmen.

Freth. Das ist eben das Schönste an der Sache, Herr Gouverneur.

Gouv. Genug, genug. Du sollst deinen Hals nicht umsonst gewagt haben.— Morgen denn? Morgen schon. Sie sind munter; wir wollen sie in Athem halten. Don Juan *) unterstützt den Plan, und euer Anhang unter den Protestanten ist nicht unbedeutend. Gut! Sie wollen's ja. So mögen sie's denn haben. Bey wirklichen Gefahren verlernt man es, von möglichen zu träumen.—Gut, sehr gut. Laß uns diesen wundersamen Pagen aufsuchen.

Freth. Im Pavillon des Schloßgartens finden wir ihn.

*) Don Juan d'Austria, natürlicher Sohn Philipps IV., stand zu dieser Zeit an der Spitze der Spanischen Regierung.

Gouv. Im Pavillon? Ich trage die Schlüßel bey mir. Geht ihr durch verschloßne Thüren ein?

Freth. Nehmt's nicht übel, Clermont; ich verstehe die Kunst ein wenig. Um die Schlüßel kümmre ich mich meine Tage nicht.

Gouv. Du bist ein gefährlicher Böswicht. Aber komm; und dann sogleich zum Prinzen. (Sie gehen ab.)

Der General spatzieret von der andern Seite herauf. Ein Officier mit ihm.

Gen. Das ist wie drüben, und dieser Ausgang führt in den Hof?

Officier. Durch den Hof ins Schloßgärtchen.

Gen. So bleiben wir nur.—Ging dort nicht der Gouverneur?

Off. Mich däucht, er war's.

Gen. Er scheint mir diesen Nachmittag sehr geschäftig.

Off. Vor einer Stunde schien er uns niedergeschlagen. Er ließ den offnen Tisch absagen, und speiste allein. Wir haben ihn

nie so gesehen wie heute. Keinen Augenblick bleibt er sich gleich.

Gen. Es ist ein braver Mann.

Off. Und den Gefangenen ist er wie ein Vater. Die Maske besonders hat viel Neigung für ihn. Seit langer Zeit ist er der Einzige, zu dem der Unglückliche noch manchmahl spricht.

Gen. (für sich.) Und soll ihn auch verlieren. O Louvois!—Ihr scheint Mitleid mit dem Zustand dieses Gefangenen zu haben.

Off. Herr General—

Gen. Schämt Euch nicht, junger Herr. Ein fühlendes Herz entstellt die Uniforme nicht.

Off. Sein Unglück ist groß genug, den festen Sinn des Mannes zu erweichen, und den geschärften Blick der Neugier selbst in Thränen aufzulösen. Ich bin schon viele Jahre um ihn. Seit wir ihn hierher gebracht, hat er alle Munterkeit verloren, und die Hoffnung einer bessern Zukunft scheint ihn nicht mehr zu beleben. Er beschäftigt sich nicht mehr wie sonst mit der Musik und

mit ſeinen Büchern; manches Monath hört man kein einzeln Wort von ihm. Seine Tafel kommt öfters unberührt zurück; er ſcheint abgezehrt; ſeine tiefen Augenhöhlen werfen einen matten Schimmer unter der Maſke hervor, gleich der ſterbenden Gluth eines ausgebrannten ſtarken Feuers. Mir däucht es oft, ich ſehe einen abgeſchiednen Geiſt, den der warme Hauch des Lebens um ihn bangt und ängſtigt, und der unmuthig ſich nach ſeinem Todten ſehnt. Die Wachen hörten ihn manche Nacht unruhig hin und wieder gehen; dann kommt er an die Thür, und pocht, und ſagt traurig: Sie iſt verſchloſſen. —Wenn er von hohem Stande iſt, wie man glauben muß, wie doppelt ſchmerzlich muß er ſein Geſchick empfinden.

Gen. —Die Luft zieht ſcharf hier durch. Laßt uns zurück gehen.—Wo Louvois bleiben mag! (ab.)

Das Innere des Gefängnisses.

Der Prinz schlafend: Die Thür im Hintergrunde öffnet sich. Der Page tritt herein.

Der Page (mit lebhafter Freude auf den Prinzen zu eilend. Er hält plötzlich ein, und bleibt stehen.) Er schläft!—Er schläft! Die arbeitenden Muskeln seines Gesichts sind abgespannt. Ein wehmüthiges Lächeln schwebt um seine Lippen. Ruhe sanft, mein Theurer!—Zeigt dir kein wohlthätiger Traum das Bild der nahen Freyheit?—Seine Miene verdunkelt sich. Er athmet tief und mit Mühe. Wonach hebt er seinen Arm auf? Eine Last scheint seine Brust zu pressen; er fährt mit der Hand darüber hin.—Ich kann's nicht länger sehen. (Er tritt hinzu und schüttelt ihn.)

Der Prinz (erwachend.) Wer bist du? Was willst du mir?

Page. Kennt Ihr Euern Heinrich nicht, gnädiger Herr?

Prinz. Was verlangst du? Wie kamst du hierher? Du bist waglich kühn, Knabe.

Page. Wir wagen nicht, wenn wir nichts zu verlieren haben. Euer Schicksal, gnädiger Herr, ist das meinige. Vertraut Euch mir, und Ihr seyd frey.

Prinz. Was für Worte redest du? Diese Mauern sind Verräther. Weißt du nicht, daß es dein Tod ist, wenn die Schlüßel jener Thür rasseln?

Page. Die Thür ist sicher. Ich habe die Entschlossensten von der Wache gewonnen, und mich der Schlüßel zu allen Eingängen bemächtigt. Diese Nacht noch muß es geschehen. — (Er überreicht ihm einen Degen.) So seyd Ihr frey.

Prinz (den Degen haltend, nachdem er staunend geschwiegen.) Wo bin ich? Wer ist dieser Jüngling? (Zurück sinkend.) Ach! Es ist ein Traum.

Page (auf den Knieen, des Prinzen Hände fassend.) Ermannt Euch, gnädiger Herr! Es ist wirklich. Ich bin Euer Heinrich. Schlagt Eure Augen auf, und seht.

Prinz. Wecke mich nicht, freundlicher Geist. Ich möchte diese Wonne noch einen Augenblick genießen.

Page. Prinz! mein Prinz! Kommt zu Euch ſelbſt. Die Zeit iſt koſtbar. Hört mich, redet zu mir, mein Herr und König!

Prinz. Wie war das? Du kennſt mich?

Page. Ich kenne Euch. Seyd ruhig.

Prinz. Steh auf, Unglücklicher! und fliehe! Du haſt dein Todesurtheil ausgeſprochen.

Page. Erbarmt Euch meiner, und beſinnt Euch. Schaut her; ich bin ruhig und ſicher. Alles iſt gut; gebt nur Eure Einwilligung.

Prinz. Du betriegſt dich und mich. Ich weiß, es iſt unmöglich.

Page. Zweifelt nicht länger. (Aufſpringend.) Dieß ſind die Schlüßel. Seht, ich öffne die Thür. Keine Seele widerſetzt ſich mir. Seht Ihr die Wachen? Es befremdet ſie nicht; ſeht!

Prinz. (mit dem Fuße ſtampfend.) Es iſt nicht möglich, ſag' ich dir. Es wäre dir eben ſo leicht, meine Mutter aus der Hölle zu hohlen, als mich aus dieſem Kerker. Meinſt du, ich würde ſitzen und an meinen Fingern

nagen wie ein erboßtes unmuthiges Weib, hätte ich nicht alles versucht? Ich habe oft genug an den Knoten dieses Netzes gezerrt und gerissen, um dir sagen zu können, es ist unzerstörbar. Jeder Versuch, mich los zu machen, zieht es nur enger zusammen. Es ist keine Hülfe! Gib es auf; mich dauert dein junges Blut.

Page. Herr! Herr! Eure Einbildungskraft mahlt mit schwarzen Farben. Ich bin meiner Leute gewiß; die Hinderniſſe sind gehoben.

Prinz. Nein. Nein. Es ist nicht; es kann nicht seyn. Rede nicht weiter davon; du marterst mich.

Page. So hört. Ein eigensinniges Gestirn vereinigt heute Clermonts Schicksal mit dem Eurigen. Er ist dem Hofe verdächtig. Louvois hat den General Gonville von der Grenzrevüe mitgebracht, ihn abzulösen.

Prinz. Gonville? Ich habe von ihm gehört. Wenn Clermonts Treue unbestechlich war, so ist für den kalten Stolz dieses Ehrsüchtigen kein Preis aufzufinden. Kannst

du Wunder thun, ſo heiße dieſe Wände ſich öffnen und bringen mich unſichtbar mitten durch Ludwigs Heere an einen ſichern Ort. Es iſt eben ſo leicht, und noch eher gethan, als was du ſinneſt.

Page. Clermont verläßt ſeinen Platz erſt morgen, und dieſe Nacht befreyt Euch.

Prinz. Träumendes Kind! Dieſe Nacht? In Gegenwart des Miniſters?

Page. Es iſt die letzte, die uns übrig bleibt. Morgen ſollt Ihr die Feſtung verlaſſen. Gonville führt Euch nach Paris.

Prinz. Was?

Page. Der König hält Euch hier nicht für verwahrt genug. Er will Euch in den Tiefen der Baſtille unter ſeinen Augen wiſſen.

Prinz. So geh in die Hölle! Mein böſer Dämon ſpricht aus dir.—In der Baſtille?—Mitten in dem Getümmel der ſchwelgeriſchen Stadt—umrauſcht von dem frohen Leben und Wirken der glücklichen Tauſende—belagert von der dumpfen Neugier und dem ſtaunenden Sklavenſinn des Pöbels—In der Baſtille! Aus jedem ſtillen Traume

aufgeſchreckt von dem lärmenden Übermuthe der Großen; und jedes Lüftchen, das die engen Fenſter meines Kerkers beſucht, verpeſtet von dem giftigen Hauche dieſes gekrönten Ungeheuers!—Fallt über mich zuſammen, ihr Wände!

Page. Hört mich, mein Prinz! Hört mich!

Prinz. Ein Bruder! Ein Bruder! Kann das ein Bruder thun?—Jeder ſeiner Unterthanen iſt ein König, und ſein Zwillingsbruder muß der elendeſte von allen Knechten ſeyn. Wallt Heinrichs Blut in meinen Adern nicht? Sprich du, ſprich! Du biſt ſein Abgeſandter. Was iſt unköniglich an mir? Er wagt es nicht die Probe zu beſtehen.—Hat die Natur mich denn gezeichnet gleich einem Verworfenen? Gebahr mich kein Weib? und hat die Erde mich wie ein mißgeſtaltet Ungeheuer ausgeſpien?

Page. Carl, Carl! Du biſt der Erſte der Menſchen, und ich ſehe eine Krone ſich auf deine Scheitel ſenken.

Prinz. In der Baſtille!—Ich höre ihn.

diesen wilden Jubel versteh' ich. Das drängende Getöse, das Lärmen; das Stürmen der Glocken, der Trommeln, der Hörner; die Donner der Kanonen; das Jauchzen und Frohlocken—O! Es gilt ihm—ihm! So kehret er zurück, mit Sieg gekrönt. Er zieht einher, von stolzer Freude glühend. Sein freches Auge ruht auf den Thürmen meines Kerkers: er erröthet nicht.—Wahnsinnige Schmeichler! schaut auf! schaut auf! Ein beßrer König, der Bruder eures Götzen verschmachtet in diesen Mauern!

Page (tritt zurück und verhüllt sein Gesicht.)

Prinz. Ich duld' es nicht. (Er springt auf.) Noch ein Mahl fühle ich das Feuer meiner Jugend in meinen Pulsen schlagen. Wo find' ich ihn? Wo? Zeigt mir seine Spur. Ich kenne sie; es ist Blut darauf.—Komm, Kind! Führe mich; du wolltest mich ja führen. Bring mich zu ihm. Komm, mein süßer Bothe! (Er faßt den Pagen an, und schüttelt ihn heftig.)

Page (sich mit Entsetzen in des Prinzen Armen sträubend.) Gott! Er ist von Sinnen!

Prinz. Zittre nicht, Kind. Es ſoll ihm kein Leid geſchehen; er iſt ja mein Bruder. (Der Page iſt wie ohnmächtig.) Was hat dieſer Knabe, das ihn ſo bewegt? Geht denn der König einen Menſchen an? Er ſtirbt!—Nein. Er ſchläft wohl nur, oder ſtellt ſich ſo; und er kam hierher, mich zu ermorden.—Ja, er iſt von Ludwigs Spießgeſellen; jetzt erkenn' ich ihn.—Ob ich ihn tödte, ehe er ſich erhohlt?—Er ſcheint milde, und ſein Geſicht iſt freundlich: aber es iſt doch ein Mörder. —Ich will ihn tödten. (Er reißt den Dolch von des Pagen Seite, und zuckt nach ihm.) Halt! — Nein—Es iſt nicht—(Der Dolch entfällt ihm.) Es iſt doch nicht wirklich. Kenn' ich dieſe Züge denn? Es iſt nur Gaukeley. Sie iſt es nicht.—Ha! Der Buſen eines Weibes— (Wie vom Blitz gerührt.) Sie iſt es doch. Amalie!——Amalie! Sie iſt todt. Ich habe ſie getödtet. Amalie! Amalie!

Amalie. (Die zu ſich ſelbſt kommt.) Ich bin's. Ich lebe, Carl.

Prinz. Nun auch ihr Ton. Dieſer Wahn iſt himmliſch ſchön, aber er iſt ſchrecklich.

Amal. (ihn umschlingend.) Ich bin's. Erhohle dich, mein Prinz. Es ist deine Amalie.

Prinz. Ja? So bist du's doch? O, ich kenne dich recht wohl. In jener andern Welt haben wir uns sehr geliebt. So bist du endlich auch herab gekommen! Ich habe lang darum gebethet. Es ist nicht gut hier unten seyn, Amalie.

Amal. O Gott! O Gott! So muß ich ihn wieder finden!

Prinz. Ich habe viel gelitten. Es ist ein einsam kläglich Schattenleben, und das Reich der Nacht ist eng begrenzt. Der Graf, dein guter Vater, hat mich auch verlassen; sie sagen, er sey gestorben. Ich weiß nicht, was hier unten sterben heißt.

Amal. Mein theurer Prinz! Wir sind keine Schatten; besinne dich. Wir athmen und leben, und ich kam dich zu befreyen.

Prinz. O, ich wußt' es wohl, du würdest noch mein Engel seyn. Habe Mitleid mit mir, schöne Gräfinn. Ich rede manchmahl nicht ganz ordentlich. O meine Sin-

ne, meine Sinne! (Er läßt sein Haupt an ihre Brust sinken, und weint bitterlich.)

Amal. Diese Thränen sind erquickend. Steig herab, o Freude, und lege deine heilend milde Hand auf sein erkranktes Herz. —Wie ist's mit dir, mein Prinz? (Er athmet leichter und blickt empor.)

Prinz. Amalie, meine Amalie! Es ist nicht möglich!

Amal. Die Liebe naht sich dir, und setzt des Sieges schöne Krone auf dein Haupt. Der Knechtschaft alte Ketten sind zerbrochen. Sieh auf! Die Pfeiler deines Kerkers wanken, und die Riegel dieser Thüren springen auf.

Prinz. Es ist kein Traum. Du bist's, du bist es wirklich. Es ist kein Traum, du bist es, und ich lebe.

Amal. Ich bin's. Ermanne dich, mein Prinz. Ich habe deine Rettung unternommen, und sie gelingt. Sechs Jahre trug ich sie in meiner Brust verschlossen. Tausend Plane habe ich ergriffen und wieder verworfen: endlich ist es geschehen! Sie dachten

nicht, daß ſie dir einen Retter in mir ſparten, als ſie dich und meinen alten Vater von meiner Seite riſſen.

Prinz. (Sie haltend.) Ich bitte dich, Amalie, ſey ſtill, und laß mich ſtaunen.

Amal. Überall forſchte ich dir nach, wo ich dich vermuthen konnte, oder wo ſie dich zu verſchiednen Zeiten hingeſchleppt: in Pignerol, in Antibes, in St. Marguerite. Endlich entdeckt' ich deinen Aufenthalt. Nichts iſt mir von allem entgangen: die bange Sorglichkeit, der Argwohn des Hofes, die Lage und Stärke dieſes Ortes, die Geſinnung des Gouverneurs, dein eigenes Betragen. Ich kam an, und es gelang mir, mich erſt in Clermonts Hauſe, dann hier einzudrängen. Ich ſah dich, und dachte zu vergehen. So oft ich dir nahe kam, war meine Entſchloſſenheit dahin. Es iſt ein Wunder, daß ich mich nicht verrieth.

Prinz. Du warſt mir ſo nahe, und ich kannte dich nicht. Der Trübſinn hing wie ein ſchwarzer Flor um meine Stirn.

Amal. (Sie ſtreift mit der Hand über ſein Geſicht und lächelt.) So verſchwindet er.

Prinz. Du biſt's. Ich habe dich. Ich bin unausſprechlich glücklich.

Amal. Du biſt gefangen.

Prinz. (Er ſchlägt den Arm um ſie, und ſieht ſie an.) Still, ſtill! Ich will nichts hören. Laß mich; ſtöre mich nicht.—Das Herz geht mir auf. Laß mich den Balſam des Lebens von deinen ſüßen Lippen ſaugen.—Ich fühl' es, meine Seele iſt geheilt. Amalie, mein Licht, mein Leben, mein Alles! Was haſt du an mir gethan!

Amal. (iſt ſtill und küßt ſeine Hand.)

Prinz. Ich bin alt und wieder jung geworden. Strafe mich, du Engel des Himmels! Ich habe geläſtert. Gottes Gnade iſt wunderbar zu mir herab geſtiegen. Es giebt eine Vorſicht, und der Menſch iſt ein Thor.—Bin ich der Gefangene, der Verwaiſte, der Gottverhaßte? Laß mich verderben, laß mich das Licht der Sonne nicht mehr ſehen, und langſam verſchmachten in dieſem meinen gewohnten Grabe: ich will

lobpreiſen und Pſalmen ſingen; denn ich habe dich geſehen und deine unbegreifliche Liebe.

Amal. Mein Prinz!

Prinz. Denke nicht, Mädchen, daß meine Kraft erloſchen iſt, weil du meine Thränen ſiehſt. Unter dieſem ſanften Thaue ſchwillt die Lebenskraft des jungen friſchen Stammes. Ich bin froh und rüſtig. Jetzt rett' ich mich, jetzt hoff' ich mich zu retten. (Es pocht an der Thür. Der Prinz ſpringt auf.)

Amal. Sey ruhig. Es iſt der Gouverneur.

Prinz (nach dem Degen greifend.) Der Gouverneur?—Er mag kommen. Ich will meine erſten Waffen mit Ehre führen.

Amal. Mäßige dich. Er iſt unſer.—Ich muß dich verlaſſen; leb wohl.—O Carl! Es iſt die Freyheit nicht allein.—Eine Krone, Carl!—Ich ſehe Heinrichs reiches Zepter in deiner Rechte glänzen.—Leb wohl; nach einer Stunde. (Sie reißt ſich los, und eilt ab.)

Der Prinz (allein.)

(Eine Pauſe, in der er unbeweglich und ſprachlos nach der Thür geſehen, die von außen geſchloſſen wird.)

Verſchwunden iſt's, wie jede täuſchende Erſcheinung noch verſchwand, die aus der dumpfen Ruhe dieſes Kerkers ſchmeichelnd mich geweckt. (Gegen die Wände.) Ihr bleibt und wandelt nicht. So ziehen an der düſtern Scheitel des alten Tartarus Wolkenbilder hin, die ein verirrter Strahl des fernen Tages trifft, und bunt mit lieblichen Geſtalten mahlt. Sie kommen und verſchwinden. Die ernſte Nacht der Tiefe ſteht ewig ohne Wandel, und in den Schreckniſſen der Hölle allein iſt Wahrheit.—(Er ſteht ſchweigend und in ſich gekehrt, dann fährt er auf mit einer Bewegung.) Nein. Es iſt kein Bild des Wahns. Ich habe ſie geſehen; den holden Ton von ihrer Stimme habe ich vernommen. Hier ſtand, hier ſaß ſie; hier ruhten ihre Knie; hier hielt ſie mich umfaßt. Reitzend wie die Liebe trat ſie zu mir, der Freude wunderthät'gen Blumengürtel in der Hand, und ſprach geheim-

nißvoll das Zauberwort der Freyheit über mich.—Und sie erscheinet wieder! Wenn sie in himmlischreinem Lichte zum zweyten Mahle diesen Ort betritt, springen diese Riegel, und die alten Mauern beben von Grund auf und zerreißen.—Verleih mir Kräfte, Ewiger, die Glorie des herab gesenkten Himmels zu ertragen! (Er bleibt einige Augenblicke in der Stellung eines Bethenden, dann geht er in die Alkove rechter Hand.)

Die Stube des Marketenders in der Festung.

Piac, Moron und Luc, Soldaten im Gefolge des Generals. (trinkend an einem Tische.)

Luc. Pfui, Piacchen, pfui! Schlag dir's aus. Was für ein albern Gesicht das ist! Du wirst doch nicht? Hast du Rattenpulver gefressen, armer Teufel?—Nun, nun. Wie wird dir wieder auf ein Mahl? Wonach siehst du dich um? Hilf Himmel, wie ihm das Blut in die Wangen schießt! Und gleich wieder bleich wie die Wand. Sey gescheidt,

guter Freund, und geh zum Feldscher. Mit dir ist's nicht richtig; leg dich zu Bett. Ich fürcht', du hast ein garstig Fieber auf'm Hals.

Moron. Laß ihn zum Feldpater gehn. Er hat ein Anliegen auf dem Herzen, irgend einen Gewissensscrupel. Das ist die Sache.

Piac. Wer redt von Anliegen? Ich habe nichts von Anliegen geredt. Das sagt ein Lügner.

Luc. Ja, ja: ein Anliegen, ein Gewissensfall. Stell dich nicht so. Was ist's denn nun? O, es muß ein kitzlich Ding seyn, so ein Anliegen! Ich zwar, ich weiß nicht viel davon zu erzählen. Bey mir schlägt alles gleich durch wie Queckſilber. Moron pflegt immer zu sagen, mein Gewissen habe so wenig einen Boden als mein Magen. Laßt nur. Es ist doch eine köstliche Sache um ein leichtes Gewissen. Heißa! das frohe Herz soll leben! (Er trinkt.)

Piac. Ich bitte dich, guter Moron, schlag dem tollen Hund ein Paar Zähne in den Rachen. Wirst du nicht aufhören, du frohes Herz?

Luc. Nah, Landsmann, das ist nicht gut. Laß du mir meine Fröhlichkeit, ich will dir deine Trübseligkeit lassen. Da ist unser General: ein ganzer Mann! Der erste Schachspieler im Königreich; ich habe Vauban zehn Partien an ihn verlieren sehn, auf einem Sitz. Siehst du, wenn ich was auf dem Gewissen hätte, ich beichtete dem General. Er hat das Ansehen, als ob in seinem Gehirn Himmel und Hölle ganz wohl neben einander Platz hätten. Ich hab' ihn seine Miene in meinem Leben nicht verändern sehn. Sein Gesicht kommt mir vor wie Salomonis Siegel: der Teufel, der darunter läg', wär' verwahrt. Laß ihn leben; hoch! Ein großer Mann!

Mor. Ja, das ist er: ein großer Mann. Wer seine Anstalten bey der jetzigen Grenzrevüe gesehen hat, muß ihn bewundern. Kein Zug Gänse kommt über die Pyrenäen; wir schießen sie herunter. Trink, Piac! Seine Gesundheit!—Er wird morgen hier Musterung halten, heißt es. Gieb Acht, Piac! Er hat was im Blick, das durch

Nieren und Leber dringt. Ich möchte um alles in der Welt nichts Unrechtes im Sinn haben, und ihm unter die Augen gehen. Das Geheimniß möcht' ich sehen, zu dem er nicht den Schlüßel hätte!—Was hast du, Piac? Du gieß'st den Wein aus. Die Hände zittern dir.

Piac. Nichts, nichts. Ich sag dir, 's ist nichts.

Mor. Weißt du noch, Luc? die Affäre bey Valerne?—Es war eine Execution, wie man sie nicht leicht wieder sieht. So was anzustellen ist der General einzig. Nichts entwischt ihm. Wie die meineidigen Schurken durch einander zappelten! Ich seh sie noch, als wär's heute.

Luc. Ich erinnere mich wohl. Es war im Winter acht und sechzig, als Prinz Conde die Franche Comte auf einem Spazierritt wegnahm. Der Prinz jagte den flüchtigen Feinden nach, und ließ den General mit der ganzen Artillerie und dem Gepäck zurück. Wir stunden im Wäldchen von Valerne, kaum zwey Bataillonen stark. Es vergingen

etliche Tage; wir ließen uns wohl seyn. Eines Morgens rütteln uns die Trommeln aus dem Schlaf; da heißt's: unter Gewehr. Die Batterien waren über Nacht alle in schönster Ordnung aufgeführt, und drey Kanonen mit Kartätschen auf unser eignes Centrum gerichtet. Der General ritt an der Fronte herunter, und bezeichnete mit dem Degen, wer heraus treten sollte; eins, zwey, drey—bis über funfzig, Officier und Gemeine, und meist Schweizer. Darauf commandirt er Bataillon Quarre, und läßt die Funfzig im Mittelpunct aufmarschieren, gerade vor die Mündung der Kanonen.— Nun merk' auf, Piac! Auf ein Mahl fällt eine Generalsalve aus der verwachsenen Anhöhe uns gegen über. Keine Kugel traf; aber die Spanier standen vor uns da, bey sechs tausend Mann. Nun galt's. Krick! Krack! Unsre Batterien spien Feuer, und bey der vierten Ladung lief von den Feinden, was Füße hatte. Jetzt krachten die drey Kanonen im Centrum; die funfzig Schweizer streckten die Beine in die Höh'. Und—marsch,

marsch! wir andern hinter den Spaniern her, und schlugen todt, was nicht das Gewehr wegwarf.—Wir sollen noch hören, wie das alles geschehen ist.

Mor. Ja. Die sechs tausend Spanier waren die Besatzung von Orgelet, und die Hunde von Schweizern, die der General niederschießen ließ, hatten uns an sie verkauft.

Piac (bricht schnell auf.)

Luc. Wo willst du hin, Schurke? Du mußt noch unsre Gesundheit trinken. Hoch! Die Sieger bey Valerne!

Piac. Um Gottes willen, laßt mich! Mir ist sehr übel; ich will mich niederlegen.

Luc. Pah! Pah! Nur noch ein Glas, du erfrierst sonst.

Piac (fährt in die Tasche, und wirft ihnen Geld hin.) Da, da! Trinkt, Kinder! Eure Gesundheit, meine Gesundheit, aller Welt Gesundheit. Nur laßt mich fort; laßt mich fort.

Luc. Element! Wie kommst du zu dem Geld, Piac? Gold, eitel Gold!

Piac. Was willst du? Es ist nichts Spa-

niſches. Gutes, gerechtes, Franzöſiſches Gold. Zweifelſt du, Satan? Wie ſollt' ich zu Spaniſchem Golde kommen?

Frethun (von außen.) Iſt er drinnen?

Mor. Horch!

Freth. (noch draußen.) Iſt er drinnen? ſag' ich.

Mor. Wer iſt das?

Luc. Jeſu Maria! Er fällt um. — Piac! Goldner Piac! Stirbſt du, Herzens-Piac?

Piac. Es iſt aus. Ich bin des Todes.

Freth. (haſtig herein tretend.) Wo ſteckſt du, Piac?

Luc. Still! Laßt ihn ruhig. Er liegt in letzten Zügen.

Freth. Seyd ihr toll? Was für eine Comödie iſt das?

Mor. Es iſt ihm ſchlimm worden; wir wiſſen nicht wie.

Freth. So komm heraus, Haſenfuß. Die freye Luft wird dir gut thun. Iſt's doch zum Erſticken in dem Loche. — Ich ſoll dich zum Gouverneur bringen. Mach fort! — Wirſt du kommen, Schlingel?

Piac. Ich komme ſchon, Frethun, ich komme ſchon. Sey nur nicht böſe, lieber Frethun. (Frethun zieht ihn am Arm hinaus.)

Luc. Ein guter Junge, ein braver Junge! Gott helf' ihm. Aber ich fürcht', er geht auf den letzten Schuhſohlen. Schade, Jammer Schade! Es wird mir kein Tropfen mehr ſchmecken, ſo nahe geht mir's. (Er trinkt.) So ein ausnehmender Burſch: der König der Gaſconier! Und voll Herz, ſiehſt du, und guten Humors; das iſt die Hauptſache. Nun iſt alles vorbey. Ach! Ach! (Er trinkt.) Was die Welt veränderlich iſt!

Mor. Was die Welt dumm iſt, Hans Narre! O, über euch, Gaſconier!

Luc. Was, Moron, was? Deſpectirliche Reden? Hüthe dich, Moron! Ich bin dein guter Freund, ich warne dich. Nimm dich in Acht vor mir; ich ſag dir's im Guten.

Mor. Merkſt du denn nicht, daß dieſer Piac irgend ein Schelmenſtück im Schilde führt, wozu er den Muth nicht hat? Merkſt du nicht?

Luc. He?

Mor. Sahst du nicht, wie er alle Augenblick die Farbe änderte, und sich umsah und auffuhr? Sahst du nicht?

Luc. Je, das ist das lautre Fieber.

Mor. Und sahst du nicht, wie er zusammen schrack, da wir vom General zu reden anfingen? und von der Revûe, und der Spanischen Grenze, und daß keine Maus entwischen könne?—Und dann gar die Funfzig, die uns an die Spanier verrathen hätten! Sahst du nicht, wie er da aufsprang? Nichts?—Und hörtest du nicht, was er für verwirrtes Zeug durch einander redte, von Anliegen, und von Spanischem Geld, und von Französischem Geld, und was weiß ich's? —Nichts? Nichts?—Und als nun vollends Frethun herein stürzte, wie er erst hinfallen wollte, und dann gleich wieder so zahm war, und stehen und gehen konnte wie Einer von uns? Sahst du von alle dem nichts, Straußenkopf?—Nun, was guckst du jetzt?

Luc. Hör, Moron, ich will dir was sagen. Du bist kein Narr, Moron. Du hast Pfiffe; du kennst das.

Mor. Der Frethun ist ein durchtriebner Schelm, der ihn beschwatzt hat, und nun unter der Ruthe hält. Ich wollte meinen Hals drauf verwetten, es ist so. Der Krieg vor der Thür, und kaum ein Paar Schritte bis zum nächsten feindlichen Commando: da steckt mehr dahinter. Sie haben den Spaniern die Citadelle verkauft. Heiß mich einen Schneiderjungen, wenn's anders ist.

Luc. Moron, hör mich! Ich will auf deine Gesundheit trinken. Du bist ein Ausgelernter, du bist ein ganzer Kerl.

Mor. Weißt du nichts bessers, altes Weinfaß? Komm mit zum General. Das ist etwas für ihn. Und von den Dublonen giebst du kein Stück weg, so lieb dir deine Haut ist. Komm.

Luc. Nur noch einen Schluck, Moron!

Mor. Daß du erstickteſt! Komm. (Sie gehen ab.)

Ein Haus im Städtchen.

Louis de la Fonde. Seine Tante.

Louis. Schon gut, Tante, schon gut!

Tante. Sie liebt dich ja nicht; das siehst du doch?

Louis. Reizt mich nicht, Tante! Ich sage, es ist gut. Sie hat mehr für Euch gethan als Eure ganze Sippschaft, und der König dazu. Laßt's damit genug seyn, und plagt uns nicht.

Tante. Ich muß wohl; denn wenn ich auch anders wollte, was hülf' es? Sie ist gut, sie ist lieb und brav; ich habe nichts gegen sie. Aber das Vermummen! Und daß sie sich zu diesem räthselhaften Gefangenen drängt—Es ist noch keinem wohl bekommen.

Louis. Laß seyn, laß seyn, Mütterchen.

Tante. Du nennst sie Bruder; Gott bewahre dich! Sie rennt in ihren Untergang, Louis, und du wirst mit ihr in die Grube fallen. Ah, Kind, daß dein Vater noch lebte!

Louis. Siehst du, Tante, es ist nun so. Ich weiß selbst nicht, wie mir geschieht: ich muß verzaubert seyn. Manchmahl fängt mir's an bange zu werden; das Herz möch-

te mir zerſpringen. Es iſt nicht Furcht; ich achte mein Leben keiner Stecknadel werth, wenn's um ſie gilt. Seit ich ſie kenne, weiß ich von keinem Unglück, als von dem, ſie zu verlieren. Sollte ſie ſterben: ſieh, Tante, ſieh! es koſtete nur einen Sprung. Sie ſollten die Erde über mir zuſammen werfen: ich würde ſie im Grabe nicht verlaſſen. Dann denk' ich aber wieder: ich bin's ja nicht, der rechte bin ich nicht! Es iſt ein andrer; Er— Er! der Selig-unglückliche! Wie gern wollt' ich dieſer Unglückliche ſeyn.

Tante. Lieber, armer Junge.

Louis (wehmüthig.) Iſt ſie nicht das reitzendſte, das beſte, das ſüßeſte Geſchöpf auf dem Erdboden? Sprich ſelbſt, Tante! iſt ſie's nicht? So edel, ſo groß; und ſo ſchön, und ein Weib! Ihre Gedanken, ihre Wünſche ſind die meinigen geworden: ich habe ſonſt keine Gedanken und keine Wünſche mehr. Ach, und wenn ich ſie dann vor mir ſehe! Einige Mahl däuchte mich's, ſie fühle noch etwas mehr für mich als dieſe himmliſche Güte. Sie ſchien von meiner Lieb' und Treue

gerührt. In ihr großes glänzendes Auge stieg eine sanfte Thräne, und ihren schönen Busen schien ein süßeres Verlangen zu dehnen. Mutter! Wenn sie fähig wäre: ich würde, ja, ich würde—

Amalie (tritt herein.)

Louis (ihr entgegen fliegend; zu ihren Füßen.) Liebste, Beste, Theuerste! Bist du da, mein schöner Bruder? Endlich!—Ihr bliebt heut sehr lange aus, gnädige Frau.

Amalie. Wie ist dir, Louis?

Louis. Wie ich mir denke, daß es den Engeln in Gottes Anschauen seyn muß: unaussprechlich wohl.

Amal. Es ist gut, daß du munter bist; ich habe einen Auftrag für dich. Guten Tag, liebe Frau!

(Die Tante entfernt sich.)

Amal. —Louis, er ist frey.

Louis. Er ist?

Amal. Er wird's; noch diese Nacht. Clermont ist unser. Alles ist überlegt und ver-

abredet; ich sehe keine Schwierigkeit mehr.

Louis. Ihr habt ihn nun, er ist nun Euer.

Amal. O Louis, wie tief ist er gebeugt! Sein Verstand ist verstört, und seine Sinne verwirren sich. Kaum daß er mich erkannte! Das Gift dieser Kerkerluft hat schreckliche Wirkungen: sie macht das Herz eines Helden zusammen schrumpfen, und tödtet das Aug der Liebe.

Louis (ist still und sieht zur Erde.)

Amal. Es ist geschehen; Gott sey gelobt! Jetzt darf ich es sagen; ich habe mit Zittern ausgehalten. Wie oft fühlte ich's, daß ich nur ein Weib bin. Louis, ich bin dir viel schuldig. (Sie faßt seine Hände.) Diese heitre Stirn ist es, an der sich meine scheuen Blicke stärkten; die lebendige Wärme dieses Busens hielt den trägen Frost von meinem Herzen ab.

Louis. Gnädige Frau! wie glücklich, wie elend macht Ihr einen armen Jungen!

Amal. (sitzt nieder, und nimmt ihn zu sich hin.) Rede nicht so, Louis! Du sollst nicht elend

seyn. Wenn Amalie etwas vermag, sollst du's nicht seyn.

Louis (auf den Knien. Er verbirgt sein Gesicht in ihrem Schooß.)

Amal. Steh auf, mein lieber Bruder.

Louis. Bruder! Ich weiß nicht, was in diesem wundersamen Worte liegt. Es ist die Quelle aller meiner Freuden, und dennoch hab' ich einen Scheu davor. Wenn ich es sage, ist's ein süßer Ton, und die Liebe, däucht mich, hat kein theurers Wort. Doch wenn du es aussprichst, klingt's nicht so; ich möchte dann weinen, und die Thränen versagen mir. Sag' es nicht, Amalie!—O, was hast du aus mir gemacht! Weißt du noch, wie wir uns zum ersten Mahle sahen? Es wird nun bald ein Jahr; ich weiß es auf die Stunde. Es war auf der großen Promenade vor Lyon. Ich maß mit schnellen weiten Schritten die Allee; die Wolken goßen Wasser. Da fuhr ein Wagen an mir vorbey. Er hielt plötzlich, und wie ich näher kam, rief mich deine Begleiterinn, und du hießest mich einsteigen.—Ich war ein an-

drer Mensch, als ich an deinem Hause aus dem Wagen sprang. Alle meine Projecte waren verflogen; meine Verwandten, der König, der Dienst: ich hätte meinen Adel und meinen Degen drum gegeben, mit dem geringsten deiner Diener tauschen zu dürfen.

Amal. Still, Kind, still!

Louis. Und wie ich dir meine Geschichte erzählte, und meine kleinen Abentheuer; und wie du stutztest, da ich dir von einer Tante sagte, die ich in St. Jean hätte; und du mir dein Haus anboth'st, und ich immer verliebter ward, und immer glücklicher.— Bis du mir von deinem Vater sagtest, der im Gefängniß gestorben; und von dem Prinzen, den er erzogen, und durch den er unglücklich geworden, und den du liebtest, und—

Amal. Weine nicht, Louis. Warum weinst du nun?

Louis. Du hast mich dich bewundern gelehrt: deine Treue, deinen Muth, die Stärke deiner Seele. Du hast mich gelehrt, mich selber zu vergessen. Dieß beyspiellose Elend

verschlingt mein eigen Mißgeschick: ein fremdes Interesse scheint das meinige in meinem Busen zu vernichten. Ich bin nicht ich: es sind des Prinzen Leiden, die in meinem Herzen stürmen; und dein Wille ist es, der über die entbundnen Kräfte meiner Seele wie über ein unterwürfig Volk gebiethet, dessen Führer gefesselt zu deinen Füßen liegt.

Amal. Louis, Louis!

Louis. Ich strenge die verdorrten Fasern meines Gehirnes an, ihn so zu sehen, in allem seinen Jammer; und vor meiner aufgeschreckten Phantasie hebt sich eine Gestalt empor, deren Anblick vermögend wäre, ein Blut von Eis wie Gluth aufwallen zu machen, und den eingewurzelten Neid in heißer Liebe mit sich fortzureißen.—Eines Königs Sohn, und eines Königs ebenbürt'ger Bruder, und Amaliens Gemahl! Gebohren in dem Diadem, und für den Thron des schönsten Reichs erzogen; mit jeder Fürstentugend reich begabt, und belehnet mit dem großen Rechte, wie mit dem mächtigen Vermögen ausgerüstet, der Freyste eines freyen

Volks zu seyn: ist er von Millionen allein der ärmste, weniger sein eigner Herr als der niedrigste der Sclaven; ein eng Gefängniß sein Reich, sein Thron, sein einsam Bette, und sein Grab!—Überall verfolgt mich dieses Bild wie ein Gespenst. Der heitre Himmel liegt schwer auf mir, gleich einem düstern dumpfigen Gewölbe. Es treibt und ängstigt mich: ich werde keine Ruhe finden, bis er in Freyheit ist. Und wenn er's ist! Amalie, du bist dann sein; ich bin dir nichts mehr, völlig nichts! Oh! Er wird seinem Kerker entfliehen, und in demselben Augenblicke wird diese große weite Welt für mich nichts mehr als ein Kerker seyn.

Amal. (neigt sich gerührt über ihn.) Ich liebe dich, Louis. Ich werde nicht undankbar seyn.

Louis. Nur dieß! Nur so viel, Amalie! Bin ich denn neidisch? Nein. Ich neide ihm sein Glück nicht. Mein Herz ist frey und offen: ich würde den Finger nicht aufheben, um es zu zerstören. Lieb' ihn, hab' ihn!

Laß ihn dein Erstes seyn, Amalie, dein Erstes; nur nicht dein Alles!

Amal. (ihn in ihre Arme schließend.) Guter, edler Mensch!

Louis. In diesen Banden laß mich sterben.

Amal. (Eine Pause; nachdem sie sich losgemacht.) Louis, und der Prinz ist gefangen.

Louis (springt auf.) Was ist zu thun? Sprich, sprich! Was soll ich thun? Der Boden brennt unter meinen Füßen. Wohin soll ich? Wohin?

Amal. Wir bleiben bey unsrer Abrede. Biethe den Unsrigen, daß sie sich bereit halten. Jacques und Tom warten unser nach Mitternacht unter den Kastanien bey der Brücke mit sechzehn Pferden. Du reitest sogleich nach Hermiete; da findest du die Kundschafter von Don Pedro. Sag' ihnen, sie sollen ihre zerstreuten Leute versammeln, daß sie eine Stunde vor Mitternacht hier eintreffen. Pedro selbst kann mit seinen Reitern nicht über zwey Meilen entfernt seyn. Du weißt den Weg. Flieg' ihm entgegen:

er soll sich im Dunkeln nähern, so weit es seine Sicherheit erlaubt.

Louis. Wohl, Wohl.

Amal. Er glaubt immer noch den Herzog von Beaufort zu befreyen. Meinst du, er werde erschrecken, wenn er König Ludwigs Ebenbild in seinen Händen sieht? So bald wir über der Grenze sind, rufen wir Carln zum König aus. Don Juan selbst wird ihn als solchen empfangen.

Louis. Schön! Und allen Protestanten in Frankreich wird kund gethan, daß es ihr König ist. Ich fliege, Gräfinn.—In der Citadelle wird Blut fließen. Daß ich nicht dabey seyn kann! Dieser Louvois soll doch nicht entkommen?

Amal. Es fallen nicht mehr als die Noth erfordert. Unser Anhang in der Festung ist nicht stark genug zu offner Gewalt. Der Gouverneur hat alle Wachen mit den Unsrigen besetzt, bis auf zwey. Pulver und Kanonen werden unbrauchbar gemacht. Es geht alles in größter Stille.

Louis. Gut. Und unsre Losung: Lie-

be und Freyheit! (Er ſetzt den Hut auf.) Leb wohl, Amalie.

Amal. (gibt ihm ihre Hand.) Sey ſtandhaft, Louis. Der ſchönſte Preis erwartet dich.

Louis (ſie raſch umſchlingend.) Der ſchönſte Preis! Dieß Wort, Amalie; und Ludwigs Thron ſoll vor einem Knaben zittern.

(Sie gehen ab.)

Briefe

über die

Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten.

Wie einzelne abgerissene Stücke eines Ganzen werden folgende Briefe das wenige Gute, was sich etwa in ihnen befinden mag, dadurch verlieren, daß ich sie aus einer ganzen Sammlung aushebe. Aber dieß und vielleicht noch mehr hoffe ich bey meinen Lesern wieder zu gewinnen, wenn ich freymüthig gestehe, daß ich diese Bruchstücke nur in der einzigen Absicht vorzulegen wage, um bey der Ausgabe der ganzen Sammlung meine Ideen berichtigen, oder in dem schlimmsten Falle die Überreste der Vergessenheit übergeben zu können. Der erste Brief zeigt den Gesichtspunct, aus dem ich beurtheilt zu

werden wünschte, und ich habe diesem nichts mehr hinzu zu setzen, als daß ich das Betragen derjenigen, die dem jungen Manne, der sich erst den wissenschaftlichen Regionen nähert, von ihrer Höhe mit fürchterlicher Stimme, wie tief du unter mir stehst! zurufen, weit unterschieden finde von dem edlen Betragen ursprünglicher Gebirgsbewohner auf unserm Planeten, die dem ungeübten Fremdlinge auf steilen Wegen freundschaftlich und mit Vergnügen die Hände biethen.

Erster Brief.

Die Schriften, die ich Ihnen, lieber Freund, hier sende, sind redende Beweise, daß ich meinem Vorhaben, mich dem Handlungsfache zu widmen, Trotz Ihrer geäußerten Zweifel an meiner Beharrlichkeit, getreu geblieben bin. Vor allem andern wird es, däucht mich, nöthig seyn, Sie mit der Methode bekannt zu machen, wie ich diese wenigen Kenntnisse erworben habe.—Von der Landwirthschaft,

der Mutter der Handlung, ging ich aus, dann durchirrte ich freylich mit flüchtigem Fuße das unübersehbare Gebieth der Fabriken in allen Gegenden der Erde. Ungern trennte ich mich von ihnen, und begab mich in die berühmtesten Häfen der alten und neuen Welt, lernte da Schiffe bauen, sie befrachten, oder auf den Fischfang ausschicken. In der That ein Studium, wozu kaum ein Menschenalter hinreichen würde, wenn man sich genaue Kenntnisse von dem verschiedenen Baue der Schiffe bey verschiedenen Nationen, von ihren Schiffsrehdereyen, Seerechten, Hafereyen und dem Versicherungswesen verschaffen wollte. Mit einer oberflächlichen Kenntniß mußte ich mir's für dieses Mahl genügen lassen, und meine Laufbahn mit dem Wechselgeschäfte, dem untrembaren Gefährten einer ausgebreiteten Waarenhandlung, schließen. Rechnen Sie noch einige Nebenwissenschaften hinzu, als die Botanik, welche die Begriffe in der Landwirthschaft bestimmt und berichtiget, die Naturgeschichte, Chemie, Mineralogie und Ex-

perimentalphyſik, denen die Fabriken, theils ihr Daſeyn, theils ihre Vervollkommnung zu danken haben; ſo haben Sie, mein Beſter, eine kleine Skizze von dem Plane, den ich für mein Studium entworfen hatte. Freylich war er viel umfaſſend, und manchem könnte er zu ausgebreitet dünken; aber wie konnte ich mich, ohne einen allgemeinen Begriff von jedem Producte, wie es erzeugt, gewonnen und verarbeitet wird, ohne eine oberflächliche Kenntniß jedes einzelnen Zweiges der Handlung in die allgemeine Geſchichte des Handels wagen? Wie vieles würde mir dann dunkel und unverſtändlich geweſen ſeyn? Wie hätte ich den Gang des Handels, ſein Wachſen, Stilleſtehen und Abnehmen in manchem Lande beurtheilen, wie hätte ich einen Fortbonais, Stewart, Melon, Nikols u. ſ. w.—Schriftſteller, die wie erſterer ſelbſt von ſich geſteht, nicht für ſolche ſchreiben, die ſich das Denken erſparen wollen, verſtehen, und mit Nutzen leſen ſollen? Einem Manne von Ihrem Geiſte brauche ich nicht erſt zu ſagen, wie ich dieſe

Wiſſenſchaften trieb: ſie waren mir der Stab, auf den ich mich ſtützte, als ich in den Tempel der Handlung eintrat. Ohne Lehrer, ohne Freund, der meine unſicheren Schritte in dieſem Labyrinthe hätte leiten können, war ich gezwungen auch die entfernteſten Nebenwiſſenſchaften zu Hülfe zu nehmen, um in dieſem Fache nicht ganz alle Mühe und Zeit zu verlieren. Da Sie nun meinen Studienplan kennen, und wie ich mir ſchmeichle, damit zufrieden ſind, ſo hören Sie, wie dieſe kleine Sammlung meiner Briefe entſtanden iſt. Bey meinen großen Reiſen—es verſteht ſich auf der Landkarte—erging es mir, wie jedem andern Reiſenden. Ich dachte ſehr oft an mein liebes Vaterland. Wenn ich Englands vortreffliche Landwirthſchaft bewunderte, wenn das den Franzoſen ganz eigene Erfindungstalent, die außerordentliche Wirthſchaftlichkeit, der kaufmänniſche Geiſt, und der auf Koſten der übrigen Nationen wohlgepflegte ökonomiſche Handel der Holländer mich in Erſtaunen ſetzten, wenn ich auf Schiffen, mit Waaren von dieſen

drey handelnden Nationen befrachtet, nach Oſt- und Weſtindien ſegelte, und in den daſigen Häfen die Volksmenge, die Pracht der Gebäude, den Reichthum der Einwohner, und alle ſchönen Früchte eines ausgebreiteten Handels mit Entzücken ſah, da fragte ich mich oft ſelbſt, warum Öſterreich in Rückſicht der Handlung noch eine ſo unbedeutende Rolle ſpiele, und ob es nicht möglich wäre, die Handlung der k. k. Erbländer auf jene Stufe zu bringen, auf die ſie wegen ihrer mannigfaltigen Fruchtbarkeit den gegründetſten Anſpruch haben. Meine Gedanken brachte ich zu Papier, theils um nicht manche Bemerkung, die mir ein guter Genius zuflüſtern könnte, ſo leicht aus dem Gedächtniß zu verlieren, theils um meinen Gegenſtand durchs Schreiben näher vors Auge zu bringen, ihn genau zu unterſuchen, und mich überhaupt im Denken an Ordnung zu gewöhnen. Erwarten Sie alſo, liebſter Freund! keine tief gedachten viel umfaſſende Entwürfe, kein ganzes Syſtem der Handlung.—Hierzu gehören Jahre, die ich noch

nicht gelebt habe, hierzu gehören Fähigkeiten, auf die ich keinen Anspruch mache. Es ist nichts, als ein schwacher Umriß, gezeichnet von der Hand eines Anfängers, von dem man nur Anlage und Fähigkeiten, die sich erst mit der Zeit entwickeln können, zu fordern berechtiget ist. Der Geist des Jünglings gleicht einer Pflanze, die guten Boden, günstige Witterung und sorgfältige Pflege bedarf, um jene Früchte zur Reife zu bringen, die im Samen verborgen lagen. Aber oft sah ich, daß manches Pflänzchen schon im Keime zertreten ward. Um nun diese Briefe vor einem ähnlichen Unfalle zu schützen, übergebe ich sie Ihren Händen; möge auch nie ein Baum mit weit ausgebreiteten Ästen daraus werden, so sollten sie doch, däucht mich, als ein Sträußchen in unserem Freundschaftskranze keine unartige Figur machen, wozu sie Ihnen mit aller Achtung widmet

Ihr **.

Zehnter Brief.

Le pain est de la premiere, la laine de la seconde nécessité.

Melon.

Die Klage, daß unſere Wolle noch gar wenig tauge, iſt allgemein, und doch hatte bisher noch niemand den Muth, ſich von verjährten Vorurtheilen los zu machen, und dem durch guten Erfolg bewährten Beyſpiele aufgeklärter Nationen zu folgen. Dieſem ſchreibe ich es zu, daß alle Bemühungen, alle Koſten, die man ſich mit dem Ankauf Spaniſcher Widder machte, fruchtlos waren. Wußte man nicht, daß ein von einem ſchönen Vater mit einer häßlichen Mutter erzeugtes Junge nothwendig auch viele unedle Theile der Mutter an ſich haben müſſe. Was ließ ſich alſo von dem aus der Vermiſchung mit einem Spaniſchen Schafbock und einem unſrigen Mutterſchafe hervor gebrachten Lamm in Rückſicht der Wolle Gutes erwar-

ten? Glaubte man vielleicht, dieß Erbtheil mütterlicher Mängel würde nach mehreren Zeugungen von sich selbst vergehen?—Aber ein etwas aufmerksameres Nachdenken hätte uns schon zum voraus lehren können, daß bey unserem schlechten Futter, der Weide unter freyem Himmel, und den hitzigen dunstigen Ställen, nicht nur das erzeugte Lamm die wenigen vom Vater erhaltenen Vorzüge verlieren, sondern selbst der Spanische Ankömmling bey gänzlicher Veränderung des Klima, der Nahrung und Pflege an der ihn so sehr auszeichnenden Schönheit merkliche Abnahme leiden———und folglich die ganze Heerde bloß durch die Zeit—von der wir allein ohne unser Zuthun alles erwarteten—wieder in ihre vorigen elenden Umstände gerathen müsse. Nicht bey dem Widder, sondern bey der Schafmutter, däucht mich, hätte man den Anfang zu machen: diese bringe man auf den Grad der Vollkommenheit, dessen unsere einheimischen Schafe fähig sind, und ist dieß geschehen, dann hohle man erst schöne Widder aus fremden Gegenden.—

Man fange nicht da an, wo man aufzuhören hat. Das größte Hinderniß der Verfeinerung der Wolle ist entweder die zu sehr gehemmte, oder die in zu hohem Grade erregte Ausdünstung der Haut; darum taugt in gar kalten Ländern die Wolle so wenig, und in dem heißen Guinea verliert sie ganz ihre natürliche Eigenschaft, und verwandelt sich in struppiges Haar *). Wenn man schon den Grad der Hitze entdecket hat, welcher zur Entwickelung und zum Wachsthume des Seidenwurms oder zur Ausbrütung der Hühnereyer erfordert wird, soll es Naturkundigen nicht auch möglich seyn, die Wärme der Atmosphäre zu bemerken, welche der Natur des Schafes am angemessensten, und daher zur Erzeugung der Wolle am dienlichsten ist? Diese Entdeckung wäre für uns, die wir in nördlichen Ländern leichter die Seide als die Wolle entrathen können, von noch ungleich größerem Werthe. Unmöglich ist es mir, jenen beyzustimmen, welche die

*) S. Buff. Naturgesch. der vierfüß. Thiere 9. Band.

Schafe unter freyem Himmel erziehen wollen: dieſe Thiere können zwar die ſtärkſte Kälte und Hitze ertragen, dieß beweiſet aber nicht, daß dieſe Behandlungsart mit ihren natürlichen Eigenſchaften überein komme. Auch der Menſch, wie die Erfahrung lehret, lebt hier und da ohne Obdach, ohne Hülle; aber niemand wird behaupten, daß in dieſem Stande der Natur—oder beſſer zu ſagen, der Wildheit—ſein Körper den Grad der Schönheit erreiche, welche ihm beſondere Pflege gewähret. Iſt es nur eine philoſophiſche Grille, wenn ich dafür halte, daß in der Natur eine allgemeine Stufenfolge der Weſen, eine Verbindung des lebloſen Steines mit dem denkenden Menſchen, Statt habe?—Gewohnheit nennt man es, daß der Menſch den Hund zum Mitbewohner ſeines Hauſes, zum Gefährten auf den Spaziergängen erwählet hat; aber welches Weſen könnte außer dem Kreiſe vernünftiger Geſchöpfe die Empfindungen der Seele (da nichts in der Natur verloren gehen darf,) aufnehmen, und nach ſeiner Art, wie es in

der Stufenfolge steht, erwiedern, als der Hund, den der innere Trieb die Gesellschaft des Menschen suchen macht, weil er außer ihr sich selbst überlassen verwildert*), und nie die Vorzüge erhält, welche ihm die bildende Hand des Wärters zu geben weiß. Auch das Schaf, scheint mir, steht an dem Kreise, den die Natur um die Menschheit schloß, näher als andere Thiere, da es, wie die Naturgeschichte lehret **), ohne Obsorge des Menschen für sich allein nicht lange bestehen kann. Wie grausam sind nicht also jene, welche dem armen Schafe eine Zufluchtsstätte versagen, und wie wenig kennen sie das süße Vergnügen mit lebenden Geschöpfen umgeben zu seyn?——Um Sie nicht mit einer umständlichen Beschreibung unserer Schafzucht zu ermüden, berühre ich nur im Vorübergehen die wesentlichen Fehler, die hitzigen unreinen Ställe, die schlechten Huthweiden, das wenige Füttern mit Salz,

*) S. Buff. Naturgesch. der vierfüß. Thiere 2. Band.

**) Ebendaselbst 1. Band.

das Waschen der Wolle auf dem Schafe, und verweise Sie auf Strunzens freymüthige Briefe über die Schafzucht in Böhmen und Österreich, Wien 1788. Einige kleine Bemerkungen über das in verschiedenen Schriften Gelesene erlauben Sie mir hier beyzufügen. Es wundert mich, wie Hr. v. Taube in seiner Beschreibung der Englischen Manuf. und Handlung S. 91. sagen kann, daß in Spanien die Schafe keinen Rosmarin fressen, da doch sehr viele ökonomische Schriftsteller ihn unter das Futter zu mischen rathen, und er ungemein stark von den Bienen besucht wird. Es würde ein zweyfacher Nutzen dem Eigenthümer und dem Staate erwachsen, wenn bey jeder Schäferey ein Theil der Grundstücke zum Anbau dieses Gewächses bestimmt würde, auch der Salbey (Salvia officinalis L.) und der Quendel (Thymus L.) da sie viel alkalisches Salz, das die Ausdünstung befördert, in sich enthalten, müßten meines Erachtens auf die Wolle gute Wirkung thun. Mit Rüben möchte ich meine Schafe nie füttern, außer wenn ich sie

fett zu machen und zu ſchlachten gedächte, in welchem Falle man es auch nur in einigen engliſchen Grafſchaften zu thun pflegt*). Da Rüben viele wäſſerige Theile in ſich enthalten, können ſie die Ausdünſtung, und daher die Erzeugung der feinen Wolle nicht befördern **). Die Wanderung der Schafe ſcheint mir, obſchon Hr. v. Taube ſie vertheidigt, in unſeren Ländern nicht anwendbar zu ſeyn, wenn wir auch keine Rückſicht auf den Schaden, den die Meſta der ganzen Landwirthſchaft und der Bevölkerung verurſacht, nehmen möchten, und welchen ſelbſt

*) S. den Nachtrag zu der Abhandlung von Veredlung der Wolle und Verbeſſerung des Schafſtandes von D. W. G. Plouquet. Tübingen 1785. S. 43.

**) In ſolchen Gegenden, wo der Verkauf des Lammfleiſches großen Nutzen bringt, z. B. nahe an volkreichen Städten, ſollte man die Erfahrung nicht unbenützt laſſen, daß die Schafe aus Oſtindien gewöhnlich vier Junge auf ein Mahl in Holland auf die Welt bringen. S. La maniere d'elever et de perfectionner les brebis à la laine par Hastfer, Ire Partie, Paris 1766. p. 40.

Ustaritz *) bemerket, da derley Wanderungen auserordentliche Strecken Landes zum freyen Durchzug vonnöthen haben, welche nirgends als in Spanien anzutreffen sind, wo man immer zu viel Boden, aber nie zu viel Müßiggänger zu haben glaubt.—Sollte es nicht möglich seyn, eine Salbe zu erfinden, die dem Schafe nach abgeschorner Wolle die verletzte Haut heilte, das Jucken vertriebe, und die Wolle feiner und geschwinder wachsen machte?—Die außerordentliche Einbildungskraft und das reitzbare Nervengebäude dieser Thiere macht es möglich, durch Kunst Wolle von schwarzer, rother und grauer Farbe zu erhalten. Immer klagen wir besonders bey den schwarzen und rothen Tüchern über den schlechten Halt; aber gäbe es wohl eine dauerhaftere Farbe als jene, die die Natur selbst auftrug?—Meines geringen Erachtens müßte ein solches Gewebe, wo die Grundfarbe, wie gesagt, natürlich wäre,

*) In der Englischen Übersetzung Theory and practice of Commerce by Ustaritz translated by John Kippax, London 1751.

und die Hand des Künstlers bloß nachzuhelfen hätte, alle übrige Zeuge an Glanz und Feinheit weit übertreffen.—Zur Aufnahme der Schafzucht würde nicht wenig beytragen, wenn man den Landmann mit der Kunst, die Wolle nach ihrer Güte auszulesen, bekannt machte; versteht sich der Bauer darauf nicht, so ist er immer den Betriegereyen des Fabrikanten oder des Zwischenhändlers ausgesetzt, da er seiner Waare, deren gute oder schlechte Eigenschaft ihm unbekannt ist, nicht den wahren gehörigen Preis zu setzen weiß. Das erste Ausklauben ist also ein Geschäft des Landmannes, und nicht des Fabrikanten, der nur aus diesen Sorten jene, welche sein zu erzeugender Stoff verlanget, zu wählen hat.—Die Bemerkung in den Briefen über die Öster. Schafzucht S. 199, daß seit wenigen Jahren viele Schäfereyen, besonders in Unteröesterreich, eingegangen seyen, verdient in der That reifliche Erwägung, und wäre ein sehr erheblicher Einwurf wider die Zerstücklung der großen Herrschaften in kleine Bauerngüter, wenn nicht auch von dem

Bauer selbst Schafe gehalten werden könnten. Denn obschon meines Erachtens der Kornbau und die Rindviehzucht die Grundpfeiler einer Bauernwirthschaft sind, so glaube ich doch, daß der Landmannn sich auch mit anderen Landwirthschaftszweigen als einem Nebenverdienste beschäftigen könne, worunter ich vorzüglich eine kleine Anzahl Schafe rechne.—Es ist unstreitig, daß das Klima des Landes der Schafzucht unüberwindliche Hinderniſſe setze, und daß daher z. B. Österreich nie die feine lange Wolle, die Spanien erzeuget, bey aller angewandten Mühe hervor bringen werde. Soll aber nicht einst Slavonien und Syrmien, wenn die Moräste ausgetrocknet und die großen Wälder ausgehauen sind, jene reine, warme, trockene Luft bekommen, in der Spaniens Schafe so trefflich gedeihen? Besonders leicht müßte es seyn, die Wolle der in Syrmien befindlichen Clementiner-Schafe durch Persische Widder aus der Provinz Kerman *) zu einer

*) S. Buff. Naturgesch. der vierfüß. Thiere. 9. Band.

großen Vollkommenheit zu bringen. Man hat schon seit mehreren Jahren die Veredlung unserer Schafe durch Aussetzung verschiedener Belohnungen im Gelde auf jeden Zentner Wolle zu befördern gesucht*); allein um Wolle von vorzüglicher Güte zu erhalten, hätte die ganze Behandlungsart der Schafe geändert werden müssen. Es wäre unbillig von dem Landmanne, der keine theoretischen Kenntnisse besitzt, zu erwarten, daß er, wie er wenigstens glaubt, seine ganze Habe bey dem Versuche aufs Spiel setze. Eben so wenig konnte man sich von den herrschaftlichen Schäfereyen versprechen. Der größte Theil der Gutsbesitzer kennet von seinem ganzen Gute nur das Wild, die Jagdhunde und das schöne Geld, das ihm der Verwalter abliefert; und die Verwalter, meint Strunz, wären gar nicht für dergleichen Verbesserungen aus ganz guten Ursachen. Hier muß ich mich, lieber Freund, auf den Vorschlag berufen, den ich in mei-

*) S. Provinzialnachr. der k. k. Erbl.

nem dritten Briefe angeführt habe.—Die ökonomische Gesellschaft theile die Schafe unter die Schulmeister, und schreibe ihnen die Regeln vor, nach denen sie genau die Schafe zu halten haben. Auf diese Art bekäme der Staat eine Übersicht von dem Ganzen der Schafzucht, und wüßte, welche nützliche, jeder einzelnen Provinz angemessene Vorschriften zu geben wären.

Fabriken, sagt man, verfeinern, veredeln den Stoff. Könnten sie dieß, so wären Menschenhände vermögender als die Natur selbst, die mit aller Fülle der Schöpfungskraft doch nie aus dem Samen einer Haselstaude eine Eiche hervor bringen kann.—Im Auge des Fabrikverständigen verbessert die Fabrik das Product nicht, sie giebt nichts Neues dem Stoffe, sondern bringt nur seine Schönheiten und Vorzüge ans Licht, die ohne die künstliche Bearbeitung unbemerkt geblieben wären. Selbst die Vereinigung mehrerer Stoffe, die dem Scheine nach ein neues Wesen hervor bringen, bewirkt nur, daß die

verschiedenen zusammen gesetzten Kräfte sich äußern, und sichtbar werden. Daher ist die Güte der Fabrikwaare (die erforderliche Geschicklichkeit der Arbeiter voraus gesetzt,) gleich dem Stoffe. Daher haben unsere Tücher auch alle Eigenschaften unserer Wolle: sie sind grob vom Faden, gehen sehr ins Gewicht, und nehmen keine feine Farbe an. Nur unter jenen der mittleren Sorte zeichnen sich die Brünner, Klagenfurther und einige Böhmische aus. Die feineren Gattungen erhalten wir aus den Niederlanden, die nicht selten damahls, als die Einfuhr fremder Tücher in unsere Länder noch erlaubt war, für Französische verkauft wurden. Mit Mißvergnügen bemerke ich seit einiger Zeit,—und meine Meinung hörte ich schon von mehreren bestätiget—daß die Niederländischen Tücher nicht mehr jenes feste mit Wolle schön bedeckte Gewebe besitzen, das sie von den Französischen einst unkennbar machte. Es nimmt mich nur Wunder, daß diese in anderen Sachen so rechtgläubige Nation nicht einsieht, daß nur Orthodoxie im Kunstfleiße

die Gewerbe blühend machen und erhalten kann. Diesen könnte leicht gesteuert werden, wenn wie bey den Engländern den Tuchmachern vorgeschrieben würde, wie viel jedes Stück von bestimmten Ellen am Gewichte halten müsse. Überhaupt wären dergleichen Gesetze so wohl bey den Fabriken als bey dem Handel höchst nöthig. Erst unlängst klagte mir einer meiner Freunde, daß er zur Trauer in Wien ein feines Tuch die Elle zu 8 fl. gekauft habe. Da er gewöhnlich in diesem Gewölbe zu kaufen pflege, habe er theils aus Vertrauen auf die Ehrlichkeit des Handelsmanns, theils weil er Eile hatte, es nicht genau besehen, da aber nun das Kleid gemacht ist, habe er bey genauerer Untersuchung bemerket, daß man das Tuch, dessen Farbe schlecht oder abgeschossen muß gewesen seyn, schwarz gefärbt habe, um es bey Gelegenheit der Hoftrauer theuer an Mann zu bringen. Dergleichen Waare soll, wie ich hernach erfuhr, mehreren anderen verkauft worden seyn. Sollte man nicht befehlen, auf solche Stücke besondere Unter-

ſcheidungszeichen zu heften, und im Unterlaſſungsfalle ſchwere Strafen verhängen? Erlaubt ſich der Kaufmann ſolche ſchändliche Kunſtgriffe gegen ſeine beſtändigen Kunden und Mitbürger, wie wird er erſt mit unbekannten Ausländern verfahren? Es läßt ſich daher leicht erklären, ſagt Hr. v. Weinbrenner, wenn ich nicht irre, ſchon in der erſten Ausgabe, Gedanken über den Öſterreichiſchen Handel, warum manche Producte, ſo ſehr ſie auch zum Ausfuhrhandel taugten, bisher nicht in den Handel gekommen ſind. Die k. k. Linzer Wollenzeugfabrik dient zum Beweiſe, daß man nur dann häufigen Abſatz der Waare hoffen dürfe, wenn der Käufer von den guten Eigenſchaften derſelben verſichert iſt. Die Fehler des Tuchmachergewerbes, welche Hr. Pfeifer*) bemerket, ſind auch faſt alle bey uns zu Hauſe, nur einige davon, welche beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, will ich ausheben. Das Spinnen der Wolle, obſchon dieß Geſchäft meiſtens eine Nebenbeſchäfti-

*) S. Manufacturen Deutſchlands. Frankf. am Mayn 1780. 1. B. S. 148—156.

gung der Landleute ist, gehört zu den ersten Vorarbeiten der Fabrike, ja es ist die Grundlage derselben. Um also unseren neuen feinen Tuchfabriken Dauer zu geben, müßte mit der Verbesserung der Wolle auch das feinere Gespinnst gleiche Schritte halten. Dem Landmanne die Geschicklichkeit zu verschaffen, wüßte ich kein besseres Mittel, als daß die ökonomische Gesellschaft einige des Spinnens sehr kundige Personen in ihre Dienste nehmen, und sie durch die Provinzen gleich den wandernden Schulmeistern in England, besonders in den gebirgigen Gegenden, reisen ließe, welche die Landleute unentgeltlich zu unterrichten hätten. In keiner aus unseren Provinzen würde meines Erachtens die Wollenspinnerey mit größerem Vortheile getrieben werden können, als im Lande des fleißigen mit einem geringen Lohne sich begnügenden Tyrolers. Wenn Sie etwas Schönes von dem Fleiße des Tyrolers lesen wollen, so belieben sie Beckmann *) nachzu-

*) S. dessen Beyträge zur Ökonomie und Technologie II. Th. S. 192.

ſchlagen. Auch in den weiblichen Erziehungsanſtalten der Städte ſollte Unterricht in der feinen Spinnerey gegeben werden; es wäre mit der Zeit für manche Dienſtmagd in unbeſchäftigten Stunden ein kleiner Nebenverdienſt, der ihr, wenn ſie außer Dienſt wäre, nothdürftigen Unterhalt verſchaffen könnte; nur die feine Spinnerey, die natürlich beſſer bezahlt werden muß, ſcheint mir eine den Arbeitshäuſern in Hauptſtädten angemeſſene Beſchäftigung zu ſeyn. Wie unmöglich es ſey, Leute von dem Gewinnſte, den das grobe Spinnen abwirft, zu erhalten, dieß haben wir klar an dem in Wien errichteten Arbeitshauſe geſehen. Ich glaube, daß man die Wolle, wenn ſie von beſonderer Zartheit und Feſtigkeit iſt, ſo fein ſpinnen könne, daß die durch ſchwere Arbeiten verhärtete Hand des Landmanns den Faden nicht mehr zu behandeln vermöchte. In dieſem Falle verleitet mich meine Vaterlandsliebe den Wunſch zu wagen, daß unſere Frauenzimmer vom Stande das Spinnerrädchen unter ihre Lieblingsbeſchäftigungen aufnehmen

möchten. Wenn in England eine ganze Gesellschaft patriotischer Damen sich entschließt, keine Zeuge zu tragen, welche nicht im Lande gesponnen und gemacht sind, *) warum sollten wir weniger von der weiblichen Vaterlandsliebe zu erwarten haben? Nur eine von den Ton angebenden Schönen dürfte sich dazu entschließen, und es wäre in kurzer Zeit herrschende Mode. Wie froh müßte die Erinnerung das denkende Mädchen am Spinnrade machen, daß selbst ihr Zeitvertreib im Zirkel liebenswürdiger Gespielinnen die Quelle des Glücks von vielen Hunderten ihrer Mitbürger werde.—Wie viel gewännest du, Deutsches Mädchen, im Auge des verständigen Mannes, und wie fein beschämtest du die Thoren, welche die Französischen Kinderspiele, die Patrioteln, oder welche Nahmen sie haben mögen—nachäffen!—Obschon man in Steyermark und in Böhmen eine **) der

*) S. Archenholz Annalen der Brittischen Geschichte. Wien 1790. 2. B. S. 262.

**) S. Beckm. Beyträge zur Ökonomie und

Englischen fast ähnliche Walkerde gefunden hat, hörte ich doch nicht, daß man davon Gebrauch mache; sondern man bedient sich gewöhnlich der Seife, die wegen ihres hohen Preises das Tuch vertheuert. Vielleicht daß wir nicht so viele gute Walkerde, als unsere Tuchmacher vonnöthen haben, auffinden können. Es lohnte also wohl der Mühe, mehrere unserer landwirthschaftlichen Producte zu untersuchen, ob wir nicht aus ihnen mit geringern Kosten das Öhl zur Seife erhalten könnten. Ich behalte mir vor, bey einer anderen Gelegenheit hierüber mehr zu sagen. Die in England hier und da gebräuchliche Walkmethode mit Old Lant*) trägt, glaube ich, keinesweges zur Güte des Stoffes etwas bey. Unsere Färberey auf Wolle bedarf noch mancher Ver-

---

Technologie, und Schreyer Kommerz, Fabriken und Manufacturen des Königreichs Böhmen. Prag und Leipzig 1790.

*) S. Beckm. Technologie, Göttingen 1780. I. Th. S. 62.

besserung. Gewiß haben wir es in dieser Kunst auf Seide viel weiter gebracht, wie man sich bey dem Schönfärber in der Praterstraße überzeugen kann. Unsere Farben auf Wolle aber sind nicht fein genug, oder von keiner Dauer. Viel mag auch die schlechte Beschaffenheit der Wolle daran Schuld haben, die natürlich nicht so gut, wie ein feiner Stoff, die Farbe anzunehmen geschickt ist. Der daraus entspringende Nutzen würde reichlich die Kosten vergüten, wenn man einen geschickten Chemiker unsere farbengebenden Gewächse, besonders aber jene von dem so unbekannten Slavonien und Syrmien, genau in Rücksicht auf Färberey untersuchen ließe. Auch der deutsche Waid, der einst für Deutschland eine so ergiebige Quelle des Reichthums war, verdient besondere Aufmerksamkeit. Allem Anscheine nach hatte er nach der Sitte der späteren Jahrhunderte noch mehr sein Vaterland als die Vorzüge des Indigo wider sich. Die Kermeseiche möchte wohl in Slavonien und Syrmien ausdauern. Welch ein Gewinn wäre die Kermesbeere für unsere Pro-

vinzen? Da man bisher mit der Pohlnischen Cochenille (Cocus polonicus) noch nicht hinlängliche Versuche angestellet hat, so kann es niemand wagen, ihren Nutzen zu verneinen oder die Grade desselben zu bestimmen. Villeicht daß sich bey besserer Pflege die Farbe verschönerte; muß ja auch die Cochenille in ihrem Vaterlande mit besonderem Fleiße gewartet werden *). Ich würde zur Aufnahme unserer Tuchfabriken die heiße Presse geradezu verbiethen. Sie dient ja so bloß das ungeübte Auge durch die glänzende Außenseite zu täuschen. In England, wo man den wahren Nutzen des Staates und des einzelnen Handelsmannes sehr wohl einsieht, ist sie aufs schärfste verbothen. Zu den vorzüglicheren Tucharten zählt man auch den Ratin, Molton und Flanell. Die Kunst Ratin, besonders den frisirten, zu machen, der nur einige Ähnlichkeit mit dem Französischen hätte, gehört bey uns noch

*) S. Krünitz ökonom. Encyklopädie, 8. Th. S. 199. Brünn 1787, und 41. Th. S. 203. Brünn 1790.

unter die wünschenswerthen Dinge. Eben so unglücklich ist man mit dem feinfarbigen Molton. Ohne Zweifel wird zu beyden Gattungen äußerst feine Wolle und sehr schönes Gespinnst erfordert, an welchen beyden Stücken wir jetzt noch Mangel haben. An unserem Flanell bemerke ich, daß selbst der von der besten Sorte äußerst schlecht gewebt und zu wenig mit Wolle bedeckt ist.—Die schlechte Beschaffenheit der Waare und die theuren Versendungskosten auf der Axe sind hauptsächlich Ursache, daß wir für unsere Tuchwaaren fast keinen Strahl der Hoffnung zum auswärtigen Absatz vor uns haben. Selbst der ansehnliche Verkehr in unseren Provinzen gründet sich einzig auf das Verboth der Einfuhr; denn wie wenige würden—und wer kann es ihnen verdenken?—einheimisches schlechtes Tuch theurer kaufen wollen, als gutes ausländisches?

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

Über die Groteschi

in unsern Balletten.

Grotesk heißt in den schönen Künsten und Wissenschaften dasjenige, was der Natur nicht gemäß, was bloß in der Einbildung des Künstlers gegründet ist. In diesem Verstande sind Feen, Sylphen, Drachen, Hippogryphen u. s. w. grotesk.

Grotesk-comisch ist so viel, als comische Carricatur. Der Satyr der Griechen, der Maccus oder Mimus Albus der Römer, der Harlekin der Italiäner, der Gracioso der Spanier, der Merry Andrew der Engländer, der Hanswurst der Deutschen, der Kasperl der Wiener gehören in das grotesk-comische Fach. Wenn also ein Fremder unter den Groteschi die Lustigmacher der Ballette verstünde, so sollte er meinen, er habe es

getroffen. Aber keinesweges! Diese Groteschi sind eigentlich Springer. Machten sie nun ihre Sprünge mit Anmuth und Leichtigkeit nach den Regeln der Kunst und ohne Gefahr sich zu beschädigen, wie beyde Tänzerinnen oder doch die kleinere Mad. Venturini wirklich thut; so sehe ich nicht, wie es der Geschmack, und noch weniger, wie es die Moral übel nehmen könnte. Aber die Sprünge dieser Tänzer sind so beschaffen, daß sie nicht nur das einförmigste und geschmackloseste, sondern auch das unsittlichste Schauspiel darstellen. Oder ist es etwa nicht gegen die Moral seine geraden Glieder auf das Spiel setzen, damit man dafür das Klatschen des Pöbels aller Classen einärnte? Ich gestehe, daß mir bey den gefährlichen Sprüngen immer das Herz im Leibe zittert, und daß das Vergnügen über die Gelenkigkeit des Tänzers durch die Furcht vergället wird, einen Menschen als einen ewigen Krüppel hinstürzen zu sehen. Diese Furcht ist nichts weniger als übertrieben und ungegründet. Auf dem Linzer Theater

hat sich schon ein ähnlicher Fall eräugnet*). Der auf eben diese Art verunglückte ältere Hr. Venturini hinkt seinen Nachfolgern eine heilsame, aber fruchtlose Warnung vor. Herr Brunetti selbst, einer dieser Groteschi, hat sich bereits ein Paar Mahl beschädiget, und konnte längere Zeit das Theater nicht betreten. Dennoch bemerket niemand, daß ein solches Schauspiel einer gesitteten Nation unwürdig sey.

Wenn man es einmahl wagte, einen Priester auf das Theater zu bringen; ich wette, die Geistlichkeit würde sich dagegen sträuben, obgleich ihr Stand nicht ehrwürdiger ist, als der Stand der Fürsten, die man doch, ohne der schuldigen Pflicht gegen sie zu nahe zu treten, bald gut, bald böse vorstellet. Dennoch wette ich, die Geistlichkeit, oder, um gerecht zu seyn, der unaufgeklärte Theil der Geistlichkeit, würde sich dagegen sträu-

*) Im Jahre 1761 riß dem Ballettmeister Jacobelli bey einem Chassé tourné der Tendo Achillis des linken Fußes ab.

ben. Aber ruhig läßt sie geschehen, daß man das Gesetz der Selbsterhaltung, das Gott uns durch die Vernunft geoffenbaret und in den zehen Gebothen wiederhohlet hat, vor einem ganzen Publicum übertrete. Allein wo denke ich hin! Sind denn nicht alle diese halsbrecherischen Künste gerade in dem frommen Italien zu Hause? Werden sie denn nicht selbst im heiligen Rom, wo man kein Frauenzimmer, nur—Verschnittene auf der Bühne duldet, mit Genehmigung der Obrigkeit auf öffentlichem Platze getrieben? Man wüthet hier und da selbst wider die Körper der Selbstmörder, welche doch Unglück, Leidenschaft, Verzweiflung, vielleicht gar Verrücktheit zu diesem Schritte gebracht hat; man bezahlt aber diejenigen, die auf einem Schwungseile oder bey einem Salto mortale aus niedriger Gewinnsucht sich der Gefahr aussetzen, Selbstmörder zu werden. Wie unmoralisch, wie unzusammenhängend! Weit edler und klüger als die orthodoxen Italiäner handelte der unorthodoxe Friedrich II. Er verboth alle Gaukeleyen, und wollte nicht,

daß ſolche Leute in ſeinem Lande den Hals brechen ſollten. Dächten alle Fürſten, wie Friedrich, ſo würden einige tauſend Menſchen ein Gewerbe ergreifen, das ſich beſſer mit dem Vortheile der bürgerlichen Geſellſchaft und der Ehre der Menſchheit verträgt.

K. K. Theater.

Den 16. May wurde zuerst der Maytag, ein ländliches Gemählde in vier Aufzügen von Gustav Hagemann aufgeführt. Die Erfindung des Planes hat sich der Dichter eben nicht schwer werden lassen. Man höre.

Der Präsident von Brobber wurde seines Amtes entlassen, und ziehet auf das Land. Er findet da seine Tochter Charlotte, die vor sieben Jahren mit ihrem Zeichenmeister davon gelaufen ist. Sie hatte ihn geheirathet, und er eine Schleusen-Inspector-Stelle erhalten. Beyde leben in einer glücklichen Ehe, und beherbergen Charlottens Bruder Alexander, der auch seinem Vater vom Regimente weggelaufen ist. Ey laufe! Dieser junge Mensch ist Anfangs die Faulheit selbst; aber das Weißische Lied: Süßer

angenehmer Fleiß, das Beyspiel und —die Grobheiten seiner kleinen Neffen ändern ihn auf der Stelle. Er wird fleißig, zugleich aber auch verliebt. Minchen, die Muhme seines Schwagers, ist der Gegenstand seiner Zärtlichkeit. Um seinen Fleiß auch in der Liebe zu zeigen, thut er ihr gleich einen Heirathsantrag. Nun erscheint der Papa, und nach einer kurzen Aufwallung seines freyherrlichen Blutes über diese Mißheirath läßt er sich Alles gefallen.

Obwohl einige Scenen, besonders die zwischen dem faulen Alexander und einem fleißigen Bauern, den Hr. Bergopzoom sehr gut machte, Beyfall erhielten; obwohl die Schauspieler, besonders Herr Klingmann, als Alexander, und Mademoiselle Stephanie, als Minchen, das Ihrige thaten: so konnte doch das Stück im Ganzen unmöglich gefallen. Es ist zu leer an Handlung und Interesse. Nicht einmahl die Neugierde wird gespannt. Ohne eben ein Ödip zu seyn, erräth man den Ausgang in den ersten Sce-

nen des zweyten, ja wohl gar des ersten Aufzugs. Stücke, die ungeachtet dessen Wirkung thun sollen, müssen auf einer andern Seite so überwiegende Verdienste haben, als z. B. Babo's Bürgerglück. Wie wahr, wie lebhaft und zum Theil wie neu sind dort die Charactere! Wie alltäglich, wie flach gemahlt sind sie hier. Der einzige Alexander tritt etwas heraus. Aber werden die Psychologen seinen plötzlichen Übergang zum Fleiß und Liebe wohl natürlich finden? Zudem sagt der Autor eben so wenig, warum der junge Mensch in diese Schläfrigkeit verfallen, als warum er sich aus dem Hause seines Vaters entfernt hat. Ein großer Fehler! Die Überraschungen und Behorchungen sind auch zu oft und nicht immer natürlich angebracht. Der Präsident, der sich mit dem Hausknechte schaukelt, mißfiel, und man fand, daß die Luft in dieser Gegend erstaunlich zehren müsse; denn fast in jedem Aufzuge wird gegessen. Gut, daß keiner von uns armen Wienern der Verfasser dieses Stückes ist! Ich wette, irgend ein Kunstrichter des nörd-

lichen Deutschlands hätte ausgerufen: O die Freßsäcke die! Da siehet man, daß Herr Nicolai in seiner Reisebeschreibung ihnen nicht zu viel gethan hat.

Den 21. May hatten Herr und Madame Vigano ihre Benefice-Vorstellung. Seit Schröder den Hamlet spielte, hatte ich nie ein so volles Haus gesehen. Die Schauspieler gaben Sedaine's Todten als Freyer, etwas schläferig, doch das ist verzeihlich. Sie wußten, daß das Publicum heute nicht ihretwillen hier ist, und in einem solchen Falle verliert man alle Lust sich anzustrengen. Aber falsch zu spielen braucht man darum eben nicht. Wenn ein Bräutigam seiner Braut am Hochzeittage ins Gesicht sagt: noch wäre es gerade die rechte Zeit, zurück zu gehen; so kann ein vernünftiges Frauenzimmer unmöglich lustig oder lächelnd dabey aussehen. Auch zeigen alle Reden, die Sedaine seiner Sophie in den Mund legt, daß sie Ernst, Empfindlichkeit, Wehmuth und Würde zeigen soll.

Noch muß ich bemerken, daß ein Schauspieler, der leider Adelung's Regeln der Aussprache sonst ganz auf die Seite setzt, unglücklicher, aber gewiß auch zufälliger Weise die Anleitung dieses großen Mannes in einem Worte beobachtete, worin sie offenbar fehlerhaft ist: ich meine, im Worte Orchester, welches Adelung Orscheſter will ausgesprochen wissen. (S. sein Wörterbuch.) Erstens spricht man selbst im Französischen Orkester nicht Orscheſter aus, eben so wie Chaos, Eucharistie, mechanique, echo etc. Zweytens sollte uns die Französische Aussprache eines Griechischen und Lateinischen Wortes nie zum Muster im Deutschen dienen. Auch dient sie uns in vielen Wörtern nicht. Niemand spricht: Die Patriarschen, die Relischion, nach patriarches, religion. Warum sollen wir uns denn gerade gewisse Wörter nicht unmittelbar aus Griechenland und Rom verschreiben dürfen, sondern gezwungen sehn, sie den großen Umweg über Paris machen zu lassen, und dafür die Fracht einer unpatriotischen Aus-

sprache bezahlen? Diese Nachahmungssucht hat uns ohnehin die Prosodie hier und da verdorben, und Widersprüche eingeführt. So sollte man eben so wenig und noch weniger Musik sprechen, als man Logik spricht. Indessen ist doch dieser Mißbrauch schon zum allgemeinen Gesetze geworden. Laßt uns sorgen, daß andere Mißbräuche es nicht ebenfalls werden . . . . . Doch hiervon ein ander Mahl mehr! Man muß wahrhaftig seine Sprache sehr lieben, um hierüber auch nur auf kurze Zeit eine Madame Vigano vergessen zu können. Diesen Abend tanzte das vortreffliche Paar in beyden Aufzügen des Ballettes, und das Publicum, (wenn anders der geringere und ungesittete, aber eben deßhalb lautere und ungestüme Theil der Zuschauer Publicum darf genannt werden,) hatte die Unbescheidenheit beyde Mahle eine Wiederhohlung des Zweytanzes zu erzwingen. Die arme Frau, deren Fuß ohnehin nicht ganz geheilt war, ermattete so sehr, daß sie nach geendigtem Ballette in eine Ohnmacht fiel.

Beym ersten Zweytanze, wo sie und ihr Mann in einer äußerst einfachen Schäferkleidung weiß mit grünen Bändern erschienen, nahm sich seine Figur weit besser aus als im zweyten. Hier that ihm seine zu weibliche Frisur und sein Kleid mit einer dickmachenden die Schenkel verhüllenden Schürze Schaden. Doch der übel gewählte Anzug konnte seine große Geschicklichkeit nur wenig verdunkeln. In der Nettigkeit der Schritte, in der angenehmen Bewegung der Arme, vorzüglich aber in der Festigkeit bey senkrechten Stellungen (à plomb) wird er nicht von vielen Tänzern übertroffen werden. Seine Frau entzückte abermahl das ganze Publicum; denn ein Paar Tadler kommen wohl nicht in Rechnung. Indessen wollen wir doch ihre Gründe prüfen, ohne uns um den Grund dieser Gründe zu bekümmern.

„Madame Vigano ist zu frey in ihrem Anzuge und in ihren Geberden." Was den Anzug betrifft, so wundere ich mich, daß man ihr diesen Vorwurf gemacht, und doch

den viel nackter scheinenden weiblichen Amor hat durchschlüpfen lassen. Ich meines Ortes gestehe, daß keines von beyden mir anstößig schien. Wenn wir nackte Bildsäulen und Gemählde oft sogar in Kirchen vertragen können, wie kommt es denn, daß auf einem Theater ein nackt scheinender Schenkel unser Gewissen so sehr in Aufruhr setzet? Was die Geberden der M. Vigano betrifft, so erlaubte sie sich nicht eine Einzige, die auf gröbere Sinnlichkeit hingedeutet hätte, und ich wünsche, daß alle Tänzerinnen sie hierin, so wie in andern Puncten, als ihr Vorbild betrachten möchten. Wie konnte sie sich auch ein freyes Spiel erlauben, da sie ein junges naives Mädchen vorstellte, das die Liebe zwar in ihrer ganzen Gewalt, aber auch in der ganzen Unschuld eines erwachenden Herzens empfindet. Glücklich der Staat, dessen junge Frauenzimmer das wären, was M. Vigano vorstellt! Wo die Liebe an der Hand des Geschmacks und im Geleite der Gratien erscheint, dort kann Unsittlichkeit und Ausschweifung unmöglich zu Hause seyn. August

hatte bey seinen Verdiensten um Geschmack und Künste auch die Sitten verbessert*). Beyde verfielen unter dem Tiberius. Sehr natürlich! Wird wohl ein an das wahre Schöne gewöhntes Auge sich mit dem bloß Thierischen begnügen, und darin allein Beruhigung finden? Die Gaben der Gratien stören also so wenig die Sittlichkeit, daß sie bey verfeinerten Zeiten viel mehr das einzige Mittel sind, sie zu befördern.

Ich erstaunte, als mir ein großer Kenner, der mich mit seiner Freundschaft beehrt, und dessen Urtheil mir sonst sehr wichtig, in diesem Puncte aber nichts weniger als unbefangen vorkommt, geradezu behauptete, Mad. Vigano tanze wie ein Bacchantinn. Unter einem Bacchantischen Tanz verstehet jedermann einen wilden, gesetzlosen, kühnen Tanz. Was kann aber sanfter, harmonischer, weiblicher seyn als jede Bewegung dieser Frau, die außer dem Theater höch-

*) S. Suetons Caesar Augustus 34. cap.

stens hübsch dürfte genannt werden. Doch vielleicht drückte sich mein Freund nicht deutlich genug aus; vielleicht hatte er gar Klopstocks Verse aus Wingolf im Kopfe:

Ihn (Hagedornen) deckt' als Jüngling eine Lyäerinn,
Nicht Orpheus Feindinn, weislich mit Reben zu.

Einige finden, „daß sie keine außerordentliche Geschwindigkeit im Tanze besitzt, und keine schweren Schritte zu machen verstehet." Ich glaube selbst, daß sie darin von mancher wird übertroffen werden. Wie gering aber ist die Gelenkigkeit der Füße gegen eine unaussprechliche Anmuth der Geberden, gegen eine entzückende Pantomime, gegen die seltene Gabe schöne Empfindungen schön auszudrücken. Wer dieses verstehet, kann leicht auf jene Verzicht thun, und einen allgemeinern, gegründetern und dauerhaftern Beyfall sich versprechen.

Den 4. Junius machte die artige Tän-

zerinn Mademoiselle Buteau einen Versuch in der Schauspielkunst. Ihre angenehme Figur und die Bescheidenheit, mit der sie sich ankündigte, gaben ihr ein Recht auf Nachsicht und Ermunterung, welche sie auch erhielt. Sie trat auf als Lotte in Menschenhaß und Reue.

Den 7. Junius erschien Mad. Füger nach einer langen und schweren Krankheit zum ersten Mahle wieder in der Rolle der Sonnenjungfrau. Das Publicum empfing sie mit ausnehmendem Beyfall, und rief sie am Ende des Stückes. Auch spielte sie besser als je, wiewohl diese Rolle immer unter ihre Hauptrollen gehörte. Die andern Schauspieler verdienen gleichfalls Lob. Hr. Rettich, dessen Figur und Organ so vortheilhaft, dessen Aussprache und Declamation aber zu gedehnt ist, sprach heute als Velasquez rascher als sonst, welches eine sehr gute Wirkung that. Hr. Ziegler als Attaliba trug sehr viel bey, die großen Fehler des Stückes zu bedecken. Die Rede an sein Volk sagte er mit Feuer

und Würde. Die lange Pause, ehe er Gnade ertheilte, nahm sich ungemein gut aus.

Den 10. Junius: Scheinverdienst, ein Schauspiel in 5 Aufzügen von Iffland. Der geheime Secretär Seefeld hat seiner Frau bey der Erziehung oder vielmehr bey der Verziehung seiner ältern Söhne zu viel nachgesehen. Die hochmüthige, vornehm und mit unter auch gelehrt thuende Frau zwang ihn, einem derselben, dem Ludewig, eine Rathsstelle zu verschaffen, wovon er doch keine Besoldung ziehet, folglich seinem Vater zur Last fällt, der einen einträglichen Dienst, doch kein eigenes Vermögen hat, mithin bedacht seyn sollte, etwas auf künftige Zeiten zurück zu legen. Das andere Mutterſöhnchen Christian kommt eben aus Italien zurück, und bringt eine Büste des Nero und viele Abdrücke mit. Als ein Kunstverständiger glaubt er sich sehr entehrt, da man ihm vorstellt, er möchte sich doch zu einem brodbringenden Geschäfte herab lassen. Weit anders als er und Ludewig denken die

zwey andern Geschwister. Sophie, ein gutes Mädchen, die den Kanzelliſten Schmidt, einen rechtſchaffenen Mann, leidenſchaftlich liebt, und der jüngſte Sohn Heinrich. Dieſen braven, aber zum Studieren eben nicht aufgelegten Jüngling läßt der Vater, dem nun etwas ſpät die Augen aufgehen, gemeinen Soldaten werden, und das Mädchen giebt er Schmidten zur Frau. Auch ſuchet er ſeine älteren Söhne und das ganze Hausweſen in Ordnung zu bringen; hierzu iſt ihm der Stabschirurgus Rechtler behülflich, ein unausſtehlicher Schwätzer, dem es aber weder an Menſchenverſtand noch an Redlichkeit fehlet. Die älteren Söhne ſind elende Kerle. Ludewig verführte eine Müllerstochter, und dünkt ſich zu vornehm, ſein Unrecht durch Heirath gut zu machen. Überdieß hat er ſich beſtechen laſſen und geholfen, daß ein Proceß wider die Mutter des Kanzelliſten Schmidt ungerechter Weiſe entſchieden wurde. Die guten Leute wiſſen es, und ſchonen ihn aus Großmuth. Er hingegen bereut halb und halb, und bekehret ſich. Eine wahre Comö-

die-Bekehrung, die, wenn auch nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich, folglich eines Iffländischen Stückes unwerth ist. Der andere Bruder Christian, noch niederträchtiger, schlägt seiner Mutter die Bitte ab, durch Verkauf seiner Raritäten seinen Bruder Ludewig und die ganze Familie der Schande zu entreißen, die ihnen des Schmidtischen Processes wegen drohet. Hierdurch sieht auch die Mutter ihre Thorheiten ein.

Es fehlet diesem Stücke nicht an guten Scenen, feinen Bemerkungen und nützlichen Lehren; aber im Ganzen thut es den Forderungen kein Genüge, wozu uns Ifflands Nahme und Ruhm berechtiget. Viele Scenen sind langweilig, besonders die Bekehrungsscene Ludewigs im 5. Acte. Oft ist die Moral im eigentlichsten Verstande gepredigt, und, was der Verfasser Scheinverdienst nennt, der Hochmuth der Mutter und die Kunstliebhaberey Christians sind zu offenbare Thorheiten, als daß ihnen auch nur der entfernteste Schein eines Verdienstes könnte

zugestanden werden. Die goldene Regel, sich nach der Decke zu strecken, ist hier wohl gut, aber nicht so gut, als in der alt und neuen Welt empfohlen, welcher dieses Stück großen Theils nachgebildet ist. Immerhin! Eine so gefährliche und allgemeine Thorheit, als die Vernachlässigung dieser Regel ist, verdient öfter gezüchtigt zu werden, und es nimmt mich nicht Wunder, wenn der sonst so reiche Iffland endlich auch ein Mahl sich selbst etwas abgeborgt hat. Daß er aber die Kunstliebhaberey so häßlich vorstellt, kann ich ihm nicht verzeihen. Vergebens wird er mir sagen: Sie ist es, wenn sie mit Hintansetzung seiner Pflichten verknüpft ist. Ich werde ihm antworten: „Lieber Herr Iff„land! Für wen schreiben Sie? In Wien „und in ganz Deutschland wird gewiß min„der durch übertriebene Liebe zu den Kün„sten und Wissenschaften, als durch die nie„drigste Vernachlässigung derselben gesün„digt. Ein so kluger Schriftsteller, wie Sie, „muß also der letztern keinen neuen Vorwand „leihen, ihr keine Waffen wider die erstere

„in die Hand geben." Bey den Worten, man sey unglücklich, wenn man statt einer Hausmutter ein gelehrtes Weib findet, hörte man einige Zuschauer klatschen, vielleicht Männer, die es nicht vertragen können, sich von den Weibern in Anbauung des Verstandes übertroffen und beschämt zu sehen. Ich kenne viele solche Geschöpfe, die kein Buch, als ein Koch- oder ein Gebethbuch, in der Hand eines Frauenzimmers dulden wollen; und wenn ein Mädchen, auch ohne sich hervor zu drängen, einen gebildeten Verstand verräth, ihr sogleich den Schimpfnahmen einer Gelehrten beylegen. Und mit diesen Unwissenden wollten wir gleichsam gemeinschaftliche Sache machen? Nicht doch! Lassen wir in unserm kalten Vaterlande die Liebe zur Gelehrsamkeit und zu Kenntnissen erst merklich, erst ausgebreitet, erst allgemein werden, ehe wir den Mißbrauch und das Übertriebene derselben tadeln, und gleichen wir keinem unzeitigen Sittenlehrer, der dem schmutzigsten Geitzhalse ein Collegium über die Vortheile der Sparsamkeit lieset.

Die Aufführung dieses Stückes verdient alles Lob. Hr. Stephanie der ältere spielte den alten Seefeld mit Einsicht und Kunst. Man klatschte bey vielen Stellen, und ließ ihm Gerechtigkeit wiederfahren. Auch wäre es sehr schändlich, sie einem Manne zu versagen, dem wir nebst Sonnenfelsen, Heufelden und Ayernhofen die Verbesserung unserer Bühne schuldig sind. Mad. Weidner ärntete in der Rolle der Mad. Seefeld, als Meisterinn ihrer Kunst, den verdienten Beyfall ein. Hr. Klingmann und Hr. Müller zeigten beyde große Geschicklichkeit, jener, da er die schöne Rolle des Heinrich noch mehr erhob, dieser, da er die langweilige Rolle des Rechtler belebte. Eine noch größere, wiewohl undankbare Mühe! Mademoiselle Föhrmann stellte die sanftmüthige, ängstliche, leidende, zärtliche Sophie besser dar, als man es von einer so jungen Schauspielerinn zu fordern berechtigt wäre. In diesen Rollen wird sie den strengen Kenner leichter befriedigen als im hohen Tragischen; denn hierzu wird er ein festes voll-

tönendes Organ, einen edlen Gang, Würde in den Geberden, ein Ehrfurcht gebiethendes Gesicht, eine tiefe Empfindung, eine hinströmende Declamation verlangen. In den tragischen Rollen der zweyten Gattung aber wird er sich mit einer angenehmen Stimme, mit richtiger Empfindung und wahrem Ausdrucke begnügen: Eigenschaften, welche Mlle. Föhrmann schon von der Natur besitzt, und durch Fleiß und Verwendung zu einer noch größeren Vollkommenheit bringen wird.

Österreichische
Monathsschrift.

Julius, 1793.

Die Weihe der Tanzkunst.

Eine mythische Dichtung

an Herrn und Madam Vigano.

Soll denn der Genius meiner Kunst, die zu Aspasia's und Perikles Zeiten mich mit so vollem Genügen erfüllte, daß ich Lehrerinn selbst mich oft voll Begeisterung unter die Tänze meiner Schülerinnen mengte, nur als ein schöner Traumgott den Sterblichen mehr erscheinen, und auf den Flügeln des Phantasus eben so kalt und wesenlos wieder in sein goldenes Weltalter zurück schwinden? So sprach

einst seufzend Terpsichore*), als sie das buntscheckige Chor mannigfaltiger Luftspringer und Fußkreisler erblickte, das in so vielerley verzerrten Possensprüngen und ausgereckten Schenkelgruppen ihren Thron umwimmelte. Ach! nicht Einer. . . . nicht Eine unter all dem Schwarm abentheuerlicher Gaukler und Gauklerinnen, denen ich meinen wundervollen Kunststab und diesen Gürtel meiner himmlischen Zauberkraft anvertrauen könnte!

So sprach sie, und eine Thräne von wehmüthiger Scham, ihren Tempel so entheiliget zu sehen, entperlete ihrem schönen himmelerhobenen Götterauge. Unwillig über ihren entweiheten Gottesdienst, verließ sie nun ihren Thron, und verschloß sich einsam in ihr inneres Heiligthum.

Lange stand ihr Thron verlassen und öde; nur dann nahm sie ihn auf kurze Augenblicke wieder ein, wenn sie unter Noverre's oder Vestris Tanzgefolge einen seiner Auserkohrnen eines huldvollen Blickes würdigen wollte, daß er in einer flüchtigen Grazie das Auge des Kenners anzog, die aber, nur leicht und oberflächlich erhascht, ihm bald wieder unter einem Gemenge verkünstelter Tanzschnörkel entschlüpfte.

Da kieſete sich nun die Mutter der Liebe und

*) Terpsichore die fünfte unter den Musen. Sie ist die Erfinderinn und Vorsteherinn der Tanzkunst.

Freude, Venus-Aphrodite, aus ihrem Gefolge ein zärtliches Paar, befeuerte es mit dem Trank ihres himmlischen Nektars, und sandt' es dann, mit allem Liebreitz ihrer Huldinnen ausgestattet, in süßer Begeisterung zu dem Tempel der Tanzkunst hin.

Drey Mahl schwebete das selige Paar in einem einfachen aber lieblichverschlungenen Brautreigen ihren Altar vorüber. Ganz in Natur verwandelte Kunst war ihr Tanz; jede ihrer Gruppen eine leichte Zephyrische Grazie voll liebreitzender Schalkheit und Anmuth; jede ihrer Gebehrden ein süßes mimisches Zauberspiel. Rein und harmonisch glitten sie nach den lieblichen Accorden des weichen Lydischen Flötenklanges dahin. In süßerstaunter wirrevoller Freude verfolgte mit funkelnden Blicken das Auge Terpsichorens jede ihrer Genialischen seelenvollen Bewegungen... Wer hieß euch, ihr Lieblinge meines Herzens, fragte sie nun voll Entzücken, mein Fest so würdig begehen?

Die Mutter der Liebe und Freude, antwortete das zärtliche Paar, um dich, zürnende Göttinn, wieder mit deinen Priestern auszusöhnen.... O darum fühlt' ich ihren allmächtigen Zauber in jeder eurer holden Bewegungen und Gebehrden, rief die begeisterte Tanzkunst. So sey denn meinen Dienern die vorige Huld und Liebe wieder! Ihr habt wahrhaft meinen

Gottesdienst geheiligt; denn ihr gabt ihm seine göttliche Urkraft und Einfalt wieder. Kommt und seht das ursprüngliche Bild meines und eures Tanzes!

Sie sprach's, und leitete das liebende Paar an die Stufen ihres inneren Heiligthumes. Rauschend öffneten sich seine goldenen Pforten ihrem Zauberstabe. Siehe, da tanzten die Genien des alten Griechenlandes in schönen idealischen Gestalten und leichtverschlungenen ätherischen Gruppen, so wie sie noch jetzt das geheiligte Auge des Dichters und Künstlers auf den Denkmahlen der schönen Attischen Vorwelt anstaunt, unter dem Zauberklange Äolischer Lauten ihren Götterreigen vorüber, und jeder aus ihnen both den Neugeweihten traulich seinen Blumenkranz.

Huldlächelnd nahete sich den Liebenden nun auch Terpsichore. Heiliget noch fürder meine Kunst, sprach sie, und laßt euern Tanz meinen Dienstlingen ein lehrendes Vorbild seyn! Mit diesen Worten reichte sie ihrem Liebling Vigano den Zauberstab, und schlang seiner süßen Gespielinn die Zierde der Liebe und Freude, den Acidalischen Rosenschmuck um's Haupt, und schürzete mit dem magischen Gürtel der Venus ihr leichtes Nymphengewand, das wie ein linder lieblicher Frühduft den weichen runden Bau ihrer schönen Fräulichkeit so sanft verrätherisch umnebelte, und jeden Reitz von weib-

licher Anmuth, Schalkheit und Freude so zaubervoll entfaltete. Und so kehrte nun in ihr und ihrem holden Geliebten die Grazie der alten Tanzkunst Athens in ihrer so lange gepriesenen Einfalt und Würde unter dem zärtlichen Geleite ihrer Schwester Musik wieder zu den Sterblichen zurück, und jedes Herz empfand mit liebebänglichem Pochen ihre alles besiegende Anmuth und Zaubermacht.

Gottlieb Leon.

Die eiserne Maske.

Dritter Act.

Zimmer im Schlosse.

General Gonville, vor einer Karte sitzend.
Moron, in einiger Entfernung.

General. Unbedeutend. Es ist nichts.— Wer, sagtest du, daß noch dabey gewesen?— Luc? Ja, Luc.—Es hat keine Folgen; und du schweigst. Nichts mehr davon. Geh.— (Als ob er sich an etwas erinnerte.) Halt, Moron; einen Augenblick. (Er nimmt ein Blatt und schreibt.) Gieb das einem Reitknecht: er soll damit nach Mauleon, und ohne Verzug; es hat Eile.—Warte noch. Da fällt mir ein, daß ich eben keinen wohl entbehren kann.—Wolltest du nicht hin, Moron?

Moron. Herr General, ich bin zu Befehl.

Gen. Gut denn, gut. Oder laß Luc hinreiten; auch so gut. Bis neun Uhr Nachts kann er dort seyn. Sie sollen ihm ein Pferd geben; geschwind.

Mor. Eure Excellenz verzeihen, ich besorge nur—der Weg ist weit, und Luc hat nach seiner Art—

Gen. Nun?

Mor. Ein wenig viel getrunken.

Gen. Hat er wieder? Ich werde ihn krumm schließen lassen. Doch für dieß Mahl, wenn er zu Pferde sitzen kann, laß ihn nur fort. Ich möchte dich hier besser brauchen.

Mor. Wohl, Herr General. (Er will gehen.)

Gen. Und Piac, sagtest du, heißt der arme, kranke Mensch? Daß man's bey dem Volke so weit kommen läßt! Schick mir den Chirurgus; ich will es ihm bedeuten. Eine sträfliche Nachlässigkeit! (Moron geht.)

Gen. Sieh da, Freund Moron? Ein Scharfsinn, wo ich ihn nicht vermuthet hätte. Du irrst dich nicht: wir haben mehr Spuren. Nur den Gegenstand des Complottes

erräth er nicht: natürlich! Er weiß vielleicht kaum, daß es einen solchen in der Welt giebt.—Diese zwey schwatzhaften Gasconier muß ich auf die Seite schaffen, wenn ich frey und unbemerkt verfahren will. Das ist das Erste.

Der Wundarzt kommt.

Arzt. Eure Excellenz befahlen.

Gen. Gut, Herr Chirurg. Ihr habt einen Kranken unter euren Leuten, der eurer Aufmerksamkeit entgangen ist.

Arzt. Nicht daß ich's wüßte, Eure Excellenz.

Gen. Kein Zweifel. Ich versichre's euch; kein Zweifel. Er heißt Piac, und die Krankheit ist ein hitzig Fieber. Bringt ihn zu Bett. Ich finde gut, daß ihr ihm zwey Adern öffnet; am Fuße und am rechten Arme. Versäumt nichts.

Arzt. Doch Herr General — Ich werde sehen.

Gen. Nichts zu sehen. Ich find' es gut;

hört ihr? Und auf der Stelle. Ihr haftet mir, daß es sogleich geschieht; in einer Viertelstunde frag' ich nach. Zwey Adern; merkt wohl. Adieu, Herr Chirurg.

Arzt (im Abgehen.) Ein Arzt der Herr General? Seltsam.

Gen. (nachrufend.) Und des Generals wird nicht dabey erwähnt; versteht ihr? Kein Wort von mir: ich liebe das nicht.

Arzt. Sehr wohl, Ew. Excellenz. (ab.)

Gen. (allein.) Wir wollen dann hören, was du noch wissen kannst, Piac.—Ob diese Verschwörung auch älter ist als der heutige Tag? Clermont steht an ihrer Spitze: ich kenne ihn als einen pflichtergebnen Mann; nur sein unversehener, gewisser Sturz konnte ihn dazu vermögen. Daran dachte Louvois nicht. Wozu ihn vor der Zeit besorgen lassen, was seiner wartet?—Ah, die Minister und ihre Könige! Sonst schien dieser Louvois doch klüger. Ja, eh' er die Gewalt in seinen Händen glaubte! Wie bequem macht sich ein Mächtiger die schwere Kunst zu überreden. Da eine Drohung fallen lassen, dort

einen Beutel Gold, denkt er: und sein Mann ist ihm gewiß. Hofftet ihr dieß Spiel auch mit mir zu spielen, Herr Minister? Ihr kennt euern Gonville nicht so ganz. Sein Blick reicht weiter: wo Louvois steht, kann einst auch Gonville stehen, und eure Eifersucht macht ihn nur thätiger. Dieß Exilium mitten in Paris käme mir zur Unzeit.—Was soll mir dieses Amt, was eben mir? Beym Himmel! Nach dem Los, das diesem Königssohne fiel, giebt es keines, gegen das sich meine Seele mit so viel Widerwillen sträubte, als das von seinem Wächter. Ich zog es dieses Los. Ich zog? Zieht man, wenn man so nehmen muß? Gemach, Freund Louvois; ich zog nur, um es zu zerreißen.— Zerreiß' ich mehr als einen schwachen Faden, an dem ein trostloses, kummervolles Leben hängt?

Saint-Mars tritt ein.

Gen. Saint-Mars? Das ist sehr schnell, oder unbegreiflich langsam. Ich vermuthete euch in Bagneres, Herr Capitän.

St. Mars. Ich komme des Weges, Ew. Excellenz fernere Befehle zu vernehmen. Die Pässe von Luchon, Campan und Barreges sind alle im besten Zustande. Ich glaube kaum, daß die Linie von Perpignan bis Mont-Louis stärker ist; es fehlt nur wenig, so könnten wir der ganzen Spanischen Macht Trotz biethen, wenn sie von dieser Seite durchzubrechen Lust hätte.

Gen. Ihr gingt zurück über Roncal?

St. Mars. Die Spanische Seite zu besichtigen, wie Ew. Excellenz befahl. Auf dem ganzen Striche Landes ist keine Spur von Gegenanstalten zu bemerken. Auch sind die Wege durchaus so schlecht und unzugänglich, daß die Annäherung eines feindlichen Corps schon deßwegen unmöglich ist. In Roncesvalles liegt jedoch ein Bataillon, und auf der Straße hierher sind mir einige funfzig Reiter begegnet, sehr nahe an der Grenze.

Gen. Spanier? Auf der Straße nach Pie de Port?

St. Mars. Wie ich gehört, haben sie Ordre einen berüchtigten Räuber aufzuheben.

Gen. Die Spanische Polizey ist sonst so thätig nicht. (Halb für sich.) Wär' es doch so weit? und Moron hätte nicht zu viel gehört?

St. Mars. Die Leute wollen wissen, daß Don Juan nicht ferne ist.

Gen. Don Juan? Den Räuber einzufangen?—Doch die Leute!

St. Mars. Solltet ihr einen Überfall besorgen, Herr General? Der Krieg ist noch nicht erklärt.

Gen. Nicht erklärt! Papiere sind die Schanzen nicht, hinter welche ich mich stellen möchte. Aber ich besorge nichts, Herr Capitän; am wenigsten von funfzig Mann.

St. Mars. Nach den großen Anstalten, die Ew. Excellenz getroffen, kann in zwey Mahl vier und zwanzig Stunden eine Macht beysammen seyn, der funfzig tausend nicht gefährlich sind.

Gen. Meint ihr, Herr Capitän?

St. Mars. Der König ist glücklich, einen Führer an der Spitze seiner Armee zu haben, der das Kleeblatt der größten Feld-

herren dieser Zeiten voll macht; und wir sind's, ihm zu folgen.

Gen. Der König ist so glücklich nicht, mein Herr. Ich führe nicht.

St. Mars. Wie, Herr General?

Gen. Ich gehe nach Paris, und bleibe dort. Ihr seht, Herr Kapitän, ihr denkt zu gut von uns; der König kennt seine Leute besser.

St. Mars. Der König ist Herr.

Gen. (vor die Karte tretend.) Und wir gehorchen, und legen den Finger auf den Mund; ganz recht. — Sonst habt ihr nichts bemerkt?

St. Mars. Nichts besonderes, als selbst in diesem Winkel der Erde den ungeheuern Unterschied, der die Franzosen so weit über ihre südlichen Nachbaren, wie über alle Völker, hebt: das Leben, die Thätigkeit, den frischen Muth, den schönen Stolz auf ihr Vaterland und dessen großen Beherrscher. Ludwig ist in den Thälern von Bigorre wie in den Tuillerien die Losung zu jedem Freudenrufe. Ein Funke von edler Ruhmbegier-

de scheint in die Seelen dieser friedsamen Bergbewohner gefallen zu seyn; sie sehen dem Ausbruche des Krieges mit Ungeduld entgegen, und brennen vor Verlangen, ihr Blut für die Ehre ihres angebetheten Monarchen zu vergießen.

Gen. Ihr habt einen großen Begriff vom Volke, und wir werden euren Eifer für des Königs Nahmen zu rühmen wissen. Allein das Volk ist nicht überall, wie ihr denkt, oder wie ihr sprecht. Es leidet, und fühlt die Last von unsern theuer erkauften Siegen. Ich sah den Landmann größten Theils niedergeschlagen und den Bürger lange nicht allenthalben froh. Man sagt, sie murren hier und da, und werden schwierig.

St. Mars. Franzosen wider ihren König!

Gen. Franzosen sind wie andere zuerst auch Menschen. Die Stimme des gegenwärtigen Bedürfnisses fordert ungestüm, und überschreyt den Ruf der Ehre und des entfernten Vortheils. Nicht alle Franzosen, St. Mars, sind Staatsmänner, und nicht alle

Unterthanen Ludwigs Edelleute. Wir wünschen Krieg, weil wir im Kriege gelten, und weil wir nichts verlieren können, als was gering zu achten unser Stolz erheischt. Das Volk fragt hier und dort, wo wir ehrerbiethig schweigen.

St. Mars. Mein Aug' ist's nicht gewohnt, sich über die Stufen des Thrones anmaßend zu erheben, und in das Heiligthum der Krone verwegen einzudringen. Des Königs Wille, däucht mich, ist dem Bürger wie dem Edelmann das erste der Gesetze.

Gen. Er ist's auch mir, Herr Capitän.— Für jetzt hab' ich kein Geschäft für euch. Doch haltet euch bereit; ich dürfte eures Raths vielleicht sehr bald benöthigt seyn. Lebt wohl. (Saint-Mars entfernet sich.)

Der General allein.

Ich liebe diesen Mann nicht. Eine seichte Seele! Ganz der Franzose, wie die Ausländer ihn mit grellen Farben mahlen. Was in eines solchen Menschen Kopf der König

ist! Sieh, Louvois, das wäre der Mann für euch, nicht ich. Wie sie auch nur auf mich verfielen?——Die Sache wird wichtiger; laßt uns einen Augenblick verweilen. Mir grauet nicht, mit unverwandtem Blick in diesen nahen Sturm zu schauen. Selten steht der Mensch an seiner Stelle; die meine, fühl' ich, ist, wo wechselnde Gefahren von allen Seiten sich lärmend uns entgegen drängen.—Besatzung in Roncesvalles? Eben jetzt? Nicht mehr, nicht weniger als zu einem solchen Streiche nöthig ist? Und Don Juan selbst in der Nähe? Ich verstehe von dem Geist der Spanischen Regierung nichts mehr, oder es ist mit dieser frühen Anstalt auf unsern Gefangenen abgesehen. Die Verschwörung erstreckt sich außer die Wälle dieses Forts; und wenn dem preisenden St. Mars zu glauben ist, so kann ich mehr als einen flüchtigen Schwarm zerstreuen.—Erstick' ich das Complott gleich hier, eh es die freye Luft gewinnt? Zaudern dürfen wir dann nicht. Wenn sie es wagen, wagen sie es bald. Gut denn! Ich übernehme das Com-

mando auf der Stelle, und bemeistere mich der Festung. Was vermögen sie dann noch? —Gonville! und du zieheſt so die Schlinge selbst zusammen, die Louvois dir legte? Ich drücke dem Befehl des Königs das Siegel meiner Ehre auf, und dieß verhaßte Amt liegt wie ein Joch auf mir. Leben kann der Prinz nun einmahl nicht; denn nur sein Tod kann mir die Freyheit wieder geben. Und giebt sein Tod allein sie mir auch ganz?— Bin ich denn Gouverneur der Citadelle, und ist es meine Pflicht zu wissen, was hier geschieht? Wer weiß es denn? und wem verdank' ich es, daß ich's auch nur vermuthe? Mir selbst. Werden sie wohl meinen eigenen Scharfsinn gegen mich als Zeugen stellen? —Das ist's. Ich lasse der Verschwörung Luft und Raum hell auszubrechen, und wenn die Flamme sich gezeigt, vernicht' ich sie. Im freyen Felde falle dann der seltsame Gefangene, und falle als Ludwigs Bruder. So muß es seyn. Es gebe kein solch Geheimniß mehr; mein Amt höre auf, eh ich es angetreten!—Moron! (Er schellt.) Ent-

scheidend ist nur das.—Moron! Und die Gefahr ist die des offenen Krieges, so wie ich sie am liebsten um meine Füße spielen sehe. (Ein Kammerdiener kommt.) Bestellt Moron hierher.—Erst wollen wir doch unsern Piac hören. (ab.)

Eine große Halle, worein verschiedene Gänge zusammen laufen, die zu den Gefängnissen führen. Es wird Abend.

Zwey Soldaten, die sich begegnen.

Erster. Wo willst du hin?

Zweyter. Ich suche den Frethun. Hast du ihn gesehen?

Erst. Dort unten schleicht er herum. Geh nur hin; mich hat er zum Henker geschickt. Er schnaubt einen an wie ein Eber, der sich die Hauer abgerannt hat.

Zweyt. Hm, hm!

Erst. Er muß was aufgespürt haben. Ich sah ihm zu, wie er vor der Krankenstube hin und wieder ging. Er biß sich in die Lippen, und murmelte zwischen den Zähnen. Zwey, drey Mahl stand er unter der Thür,

als wollt' er hinein; dann ſchien er ſich anders zu beſinnen, und ging zurück. Ich ſah, wie er an ſeinem Dolch zerrte, und grimmige Blicke herum warf, als ob er einen ſuchte, mit dem er's aufnehmen möchte.

Zweyt. Und Piac findet man nirgends?

Erſt. Der liegt im Pfeffer. Sie haben ihm den Lomagner aus dem Leib gezapft, und nun dünſtet er in ſeiner eigenen Brühe.

Zweyt. O weh!

Erſt. Mir iſt wunderlich zu Muth. Seit der General da iſt, kommt's mir vor, als ob ſich die Baſteyen rührten, und die Köpfe in die Höhe reckten wie die eiſernen Männer in der Rüſtkammer. Ich glaube den böſen Feind zu ſehen, der ein ehernes Netz aufgeſteckt hat, einen Flug armer Sünder wegzufangen.

Zweyt. Ich fürchte das Ärgſte. Der Gouverneur läßt ſich auch nicht ſehen.

Erſt. Es zieht ſich ein Wetter herum. Die Luft iſt ſo ſchwül und dumpfig; mir liegt's zentnerſchwer auf dem Herzen. Ich wollte lieber, daß es losbräche.

Zweyt. Die Dublonen der Gräfinn sind's, die dich auf dem Herzen drücken. Es ist Sündgeld; man kann's nicht los werden, und wenn man's zum Fenster hinaus würfe.

Erst. Der Gouverneur!

Der Gouverneur mit einem Officier. *).

Gouv. (zu den Soldaten.) Was macht ihr da? Geht aus einander. (Die Soldaten ziehen sich zurück.)

Gouv. Ihr kommt ohne die Gräfinn?

Offic. Ich ließ sie allein mit dem Prinzen. Rührenders habe ich in meinem Leben nichts gesehen. Wir fanden ihn in eine Art von wollüstiger Wehmuth versenkt, Amaliens Degen mit beyden Händen haltend, und seine nassen Augen fest darauf gerichtet. Es war, als besänne er sich, wie er ihn erhalten habe. Als er uns erblickte, ließ er die Arme fallen, und blieb mit zurück gesunkenem

*) S. II. Act. 2. Scene.

Haupte unbeweglich auf seinem Bette sitzen. Eine flüchtige Röthe färbte seine blassen Wangen; er schien den Athem an sich zu halten, als ob er besorgte, das liebliche Gesicht durch den leisesten Hauch zu verscheuchen. Seine zitternde Seele schwebte in seinen unsicheren Blicken, und schien schüchtern und ohne Kräfte gegen die Möglichkeit einer neuen Täuschung zu kämpfen.

Gouv. Es ist sehr gefährlich. Ich habe Leute gekannt, denen ein so außerordentlicher Wechsel des Glückes den Verstand gekostet hat. Die Einbildungskraft des Prinzen ist äußerst reitzbar; ich habe ihn öfters in einem Zustand gesehen, der nahe an Wahnsinn grenzt. Wir müssen ihn schonen. Es war nicht gut, daß ihn Amalie noch ein Mahl besuchte.

Offic. Jetzt ist er ruhiger, und scheinet sich mit dem Wunderbaren ihrer Gegenwart vertraut gemacht zu haben. Ich glaubte zu bemerken, wie die schwebenden Züge seines Gesichtes nach und nach fester wurden, und seine ganze Gestalt ein völligeres Ansehen

gewann. Er hörte mit Aufmerksamkeit, was ihm die Gräfinn von ihren Planen sagte. Manchmahl schüttelte er den Kopf; unsere großen Absichten schienen ihn noch wenig zu rühren. Das Gefühl der Rache ist seinem befriedigten Herzen fremde; er lächelte, da er Amalien mit einer Art von Ängstlichkeit von seiner Befreyung reden hörte, als ob er nicht begriffe, was dabey zu gewinnen oder zu verlieren wäre. Ein einziges Gefühl, so däucht' es mir, hatte alle die Kräfte seiner Seele verschlungen, das Gefühl, sie zu besitzen und sie zu erhalten; und der neue Muth, der aus seinen Augen blitzte, schien wie ihr Schutzgeist über der Scheitel seiner Geliebten zu schweben.

Gouv. Sie hat es wohl um ihn verdient.

Offic. Sie ist schön; beym Himmel, sie ist schön. Nie hatte ich gedacht, daß alle männlichen Tugenden mit allen Reitzen der Weiblichkeit so innig verbunden seyn könnten. Ihr hättet sie hören sollen. Die Ruhe, die Ordnung, die tiefe Überzeugung, womit sie sprach, ließen mich vergessen, daß ich ein

Weib hörte. Ein kluger Mann hätte in einer Versammlung bedächtiger Greise so gesprochen. Die stille Gleichmuth des Prinzen gab ihrer nüchternen Beredsamkeit einen neuen Schwung. Es waren nicht mehr Worte, es waren Feuerfunken, die von ihren Lippen strömten. Die Begeisterung, die aus ihrem Wesen athmete, zündete sich wie ein verzehrend Feuer von ihr fort, und riß den Zweifel und die Sorge in ihren Strom gewaltsam mit. Der Muthloseste, der sie gehört, wäre unwillkührlich an das Schwert gefahren, und der genügsame Heilige selbst hätte lüstern seinen Arm nach der Krone ausgestreckt, die in ihrer Hand zu funkeln schien. Es war eine Rede für ein ganzes großes Volk, wo tausend widerstrebende Neigungen sich einer kühnen Unternehmung entgegen stämmen, zu der ein edler Mann es führt. Der Tapfere, der Bedachtsame, der Unmuthige—jeder spürt den fremden Trieb sich seines Innersten bemeistern; sein eigener Wille sträubt sich unvermögend gegen den mächtigern, der ihn mit sich reißt; sie wollen oh-

ne zu wollen:—bis die dumpfe wogende Bewegung in einen lauten zustimmenden Jubel ausbricht, und die stürmende Menge hinter dem triumphirenden Redner daher rauscht wie ein breites Meer, das brausend aus seinen Ufern tritt, und einer Götterstimme friedlich folgt.

Gouv. Und der Prinz?

Offic. Ich sah wie während ihrer Rede die straffgespannten Sehnen seines Fußes in den Boden zu wurzeln schienen. Er schlang den Arm um sie, und warf sein Haupt mit einem trotzigen Lächeln umher, als ob er die weite Welt heraus forderte, ihm die Königinn seines Herzens streitig zu machen.

Gouv. Geht zurück. Diese gewaltsame Meinung darf nicht dauern. Bringt die Gräfinn weg. Es ist noch viel zu thun, wozu kaltes Blut gehört. Louvois kommt so lange nicht; dieß Außenbleiben macht mich besorgt. Wenn er Verdacht schöpfte, wenn er mich heute noch meines Amts entsetzte!— Er hat einen Fehler begangen; er macht jeden wieder gut, und wehe dem, auf dessen

Kosten er ihn gut zu machen hat! Gonville verliert uns nicht aus dem Gesichte; ich kenne ihn. Er sieht tief; wir müssen alle Klugheit aufbiethen, seinem Argwohn auszuweichen.

Offic. Ich gehe. Was auch geschehen mag, ich danke euch, daß ihr mich euers Vertrauens werth gehalten. (ab).

Gouv. (allein.) Du dankst mir, guter Mensch. Die Neigung zum Sonderbaren macht ihm das Fürchterliche unserer Lage selbst anziehend, und giebt den Gefahren, die er mit innerlichem Grauen sich nähern sieht, noch einen geheimen Reitz. Mir ist nicht völlig, wie es sollte. Ich mag mir's nicht gestehen, was mir ahndet. Kaum getrau' ich mich auf das zurück zu sehen, was schon geschehen ist. Die ersten Schritte der Verzweiflung sind so rasch gethan. Man greift entrüstet nach dem Todeslos, und wirft. Die Würfel liegen—ah! und die Menschlichkeit entsetzet sich auf das zu blicken, was wir geworfen haben.

Frethun kommt von einer andern Seite. Die zwey Soldaten lassen sich von Zeit zu Zeit im Hintergrunde sehen.

Gouv. (ihm entgegen.) Ist Louvois zurück?—Was hast du? Du siehst blaß aus.

Freth. Piac hat geplaudert.

Gouv. Oh!

Freth. Ich traf ihn mit zweyen von Gonville's Leuten. Der General hat zwey Expressen weggeschickt, und Piac ist auf die Krankenstube gebracht worden. Diesen Augenblick sah ich den General heraus gehen.

Gouv. Es kann nicht seyn.

Freth. Hofft nichts! Es ist gewiß. Sein Verbrechen stand auf seiner Stirn geschrieben. Ich hätt' ihn gleich niederstoßen mögen, aber ich wollte erst hören. Seine Zunge war wie gelähmt; ich konnt' ihm kein Wort heraus würgen. Er war einer Ohnmacht nahe, als ich ihn fand.

Gouv. O der Prinz, der Prinz!

Freth. Schlagt mich todt; ich bin an allem Schuld. Was hatt' ich auch mit dem

feigen Hund zu schaffen! Der Teufel gab mir's ein, ihn zu werben.

Der Officier, zurück kommend.

Offic. Ich fand die Gräfinn nicht mehr. —Heiliger Gott! Was giebt's hier?

Freth. Mord und Tod giebt's. Wir sind verrathen.

Offic. Ah!—Das ist schnell.

Gouv. Halt!—Wie viel sind unser? Sechzehn.—Wir müssen das Äußerste wagen.—Ich verhafte Gonville und den Minister.

Offic. Wie?

Gouv. Ruft die Unsrigen zusammen. Noch haben sie den Prinzen nicht gesehen. Wenn er sich ihnen zeigt: es muß eine Wirkung thun. Die Soldaten überhaupt hängen an mir.—Macht nur fort.—Ist Louvois zurück?

Freth. Noch nicht.

Gouv. Stellt einen auf die Lauer, und wenn er da ist, sagt mir's an. Wenn wir

schnell sind, kommen wir ihnen vielleicht noch zuvor. Sie denken nicht, daß sie's mit Verzweifelnden zu thun haben. Zum Glück ist Pulver in den Minen. Sieh nach, Frethun.—Eh sprengen wir die Festung in die Luft. (Der Officier tritt einige Schritte zurück.)

Freth. —Ich bin dabey.

Gouv. Kommt, kommt.—Wer geht dort?

Offic. Es ist die Gräfinn.—Ihre Schritte sind hastig und unsicher.—Sie erkennt uns.

Freth. Sie kommt.

Offic. Ihr Gesicht ist verstört, und ihre Haare fliegen.—Gott! Sie weiß es!

Alle drey (durch einander.) Sie weiß es! Sie weiß es! (Sie eilen hinaus.)

Die Soldaten kommen nach und nach hervor. Einige andere gesellen sich zu ihnen. Sie gehen unruhig hin und wieder, und unterreden sich leise und mit Zeichen. Es wird zusehends dunkler.

Erster. Habt ihr's gehört?

Zweyter. St, st! Stille!

Erster. Mich stickt's. Spürst du nichts? Es stinkt, als ob inwendig alles in einander kochte und brennte, und die Flammen wollten nicht heraus.

Zweyter. (zu einem Dritten.) Du sahst ihn wegreiten.

Der Dritte. Und den andern dazu. Frethun hat's von mir.

Zweyt. Es ist nicht anders. Wir sind verrathen.

Dritt. Gnad' uns Gott!—Der Page ward bleich bis in die Haaresspitzen, da er's hörte; und zitterte, und schrie: Carl! —Der Schreck überlief mich, daß ich keinen Fuß vorsetzen konnte.

Erst. Uh! Das Wetter, Michel, das Wetter! Sagt' ich's nicht?

Zweyt. Wer ein braver Kerl ist, läßt's gehn wie's geht, und wehrt sich um seine Haut.

Dritt. Es hat sich zu wehren! Sie werden über uns herfallen wie Hagelschloßen. Unsre armen Rücken!

Ein Andrer. Unsre armen Köpfe, du

Tropf! Den Frethun mag der Teufel hohlen, und den Gefangenen dazu. Sie haben uns angeführt.

Ein Andrer. Ein hübsches Feuerchen wird's geben. Laß sie gewehren! Ich bin dabey.

(Stimmen von außen.)

Zweyt. Horch!

Die Stimme (von außen.) Zum Prinzen! Ich komme nach.

Erst. Gebt Acht! Gebt Acht! Das ist der Anfang.

Frethun. (eilt vorüber nach der Seite zu, wo des Prinzen Gefängniß ist.) Haltet euch still, ihr Hunde. Fort! Aus einander! Könnt ihr nichts als die Köpfe zusammen stecken und belfern? (ab.)

Einer. Commandirst du? Wart, ich will dich! der Schurke dünkt sich noch was Großes.

Ein Andrer. Gelt! Du meinst, jetzt wäre der Größte, der die längsten Beine hätte.

Zweyt. Still, still! Es kann noch alles gut werden.

Gouv. (nach derselben Seite, wie Frethun.) Ruhig, Kinder, ruhig. Wir sind in Gefahr; ihr gesellt euch zu ihr, und macht sie schrecklicher. Seyd ruhig; es giebt noch ein Mittel. (ab.)

Erst. Ein Mittel, eine Auskunft! Ihr merkt doch?

Zweyt. Gut, gut.

Erster. Der Gouverneur ließ ein Wort von den Minen fallen. Mir ist, ich rieche Pulver.—Seht nur auf den Boden. Es raucht und dampft wie vor einem Erdbeben. —Das rührt und regt sich. Horch! Hört ihr nichts? Mich däucht, die Wände schaukeln wie die Schiffssäulen, und da unten knarrt's wie der Kiel im Sturm. Plumpf! —Man hört ein dumpfes Geräusch von der Seite des Prinzen.) Ahi! Sprecht euren Segen: wir fliegen in die Luft!—

(Eine allgemeine Stille. Die Soldaten stehen in Gruppen, mit den Zeichen der Bangigkeit und des Schreckens. Man hört gemischte Stimmen von der Seite des Gefängnisses; sie horchen nach dieser Seite hin. Es wird aber-

mahl stille. Die Soldaten machen einige Bewegungen. Die Stimmen lassen sich wieder hören; sie stutzen, und bleiben stille, als ob sie horchten. Eine lange Pause.)

Einer. Uff! Wie wird's noch werden!

Ein Andrer. Es war des Gefangenen Stimme.

Ein Dritter. Ich hörte den Gouverneur deutlich.

Ein Vierter. St! Hört doch!—

Erst.—„Keine Hülfe! Keine Hülfe!" —Das war der Prinz. Der Ton seiner Stimme ist schneidend; so ruft sonst niemand.

(Ein Geräusch von der andern Seite.)

Zweyt. Was giebt's da?—

Amalie, der Officier, den sie zurück zu halten sucht.)

Amal. Ich muß! Ich muß!

Offic. Bedenkt doch, schöne Gräfinn, bedenkt doch.

Amal. Ich will nichts bedenken. Wenn wir verloren sind, so ist's eins, wie wir umkommen. Ich will ihn sehen; ich muß.

(Sie reißt sich los.)

Offic. Haltet sie! Sie ist außer sich.

(Die Soldaten umringen sie.)

Amal. Ihr seyd verrathen, ihr seyd verkauft. Das Geringste, was ihr für euch selbst zu fürchten habt, ist der Tod. Ich bin's; ich habe euch zu Grunde gerichtet. Was macht euch noch um mich besorgt? Eure Theilnahme ist Thorheit. Schont mich nicht; laßt mich! Ich gehe meinem Lohn entgegen. Ihr selbst, ihr seyd in Gefahr. Denkt auf eure Rettung! Noch vielleicht ist es Zeit. Was fragt ihr, ob wir leben oder sterben?

Soldaten. Sie redet irre. Schafft sie fort.

(Ein Soldat kommt und zieht den Officier bey Seite. Dieser scheint bestürzt.)

Amal. Seht ihr? Seht ihr? Die Blässe des Todes liegt auf seinen Wangen. Seht doch hin! Es ist ein Mann. Er zittert an allen Gliedern. Ihr seyd verloren. Greift zu den Waffen!—Sie kommen, sie kommen!

Mehrere durch einander. Wer? Was? Wer?

Andere. Schämt euch, schämt euch. Hört nicht auf sie. Sie weiß nicht, was sie spricht.

Offic. (halblaut zu dem Soldaten.) Allein?

Der Soldat. Mit zwey Fremden. Wir kennen sie nicht. Sie sprachen eifrig zusammen; ihre Leute sammeln sich unten.

Amal. Hört ihr nicht? O, ihr seyd von Sinnen! Sie berathen sich, wie sie euch überfallen sollen. Es gilt um euer Leben. Wollt ihr euch erwürgen lassen wie eine Herde Schafe? Sie sind im Anzuge. Ich höre ihre Schritte. Horcht!

Soldaten. Hölle und Teufel! Was giebt's, Herr Officier? Sprecht! Was habt Ihr?

Offic. Es ist nichts. Sorgt für die Gräfinn. Ihr haftet mir, daß sie nicht entkommt. (Er geht gegen das Gefängniß.)

Amal. So gelt' es denn. (Sie reißt einem das Gewehr von der Seite, und sucht sich Luft zu machen. Die Männer ringen mit ihr. Sie wird überwältigt, und sinkt auf die Knie.)

Offic. (zurück kommend.) Gott! Nun vollends Er!

Mehrere Sold. Die Maske! Die Maske!

Der Prinz die Maske vor und bewaffnet. Hinter ihm der Gouverneur und Frethun.

Prinz. Ich habe ihre Stimme gehört.

Gouv. Um Gottes Willen, Prinz! Jetzt! Jetzt! Ihr rennt in euern Tod.

Prinz. Reitze mich nicht, Alter.—Ich habe ihre Stimme gehört. Wo ist sie? Wo habt ihr sie hingebracht?

Amal. Carl!

Prinz (sie erblickend.) Ah, Amalie! (Er fliegt auf sie zu, und faßt sie in die Arme. Die Soldaten weichen zurück, und betrachten sie schweigend.)

Gouv. (der sich mit dem Officier heimlich unterredet hat.) Louvois—Es ist nichts mehr zu verhehlen. Louvois ist zurück gekommen. Macht euch gefaßt, Kinder!—Fort, Prinz! Fort! Alles ist aus, wenn man euch hier findet.—Wir haben einen Überfall zu erwarten. Diesen Augenblick können sie da seyn. (Die Soldaten rennen unordentlich durch einander. Einige greifen nach den Schwertern, andere machen Miene zu entfliehen; jeder nach seinem besonderen Charakter.) Hinweg, Prinz! Hinweg!

Prinz. Bleibt!—Ist das euer Muth, Verräther? Ihr könnt euer Leben verkaufen, es zu vertheidigen habt ihr nicht gelernt. Die Zeit der List ist vorüber: die offene Gewalt muß siegen. Ich will die Freyheit mit Sturm erobern, und wer ein Mann ist, folgt mir.

Amal. Bis in den Tod, Carl!

Gouv. Greift sie! Sie verderben sich selbst, und uns alle mit.

Prinz. (Er läßt Amalien fahren, und zieht den Degen.) Wag' es keiner Hand an sie zu legen, dem sein Leben lieb ist. Meine Degenspitze ist lüstern nach Blut; ich möchte nicht, daß es einer von euch wäre, an dem sich ihre Schärfe versuchte.

Einer aus dem Haufen. Es ist nicht Zeit zu befehlen und unnöthige Worte zu machen. Steckt in, junger Herr, und kommt zurück. (Er macht sich an ihn. Der Prinz stößt ihn nieder.)

Prinz. Ich will dich lehren, Nichtswürdiger, ob Heinrichs Enkel in Frankreich zu befehlen hat.——Die Verschwörung ist aus! Ich entlasse euch eures Eides. Wer nicht

kämpfen gelernt hat, suche sein Heil in der Flucht.—Meine Stunde ist gekommen! (Er reißt die Maske vom Gesicht, und zertritt sie.) So vernichte ich die Erfindung der Hölle, und kündige der Tyranney den Krieg an.

Die Soldaten durch einander. Der König! Der König! Es ist der König! (Sie treten betroffen zurück, und nehmen die Hüthe ab.)

Prinz. Warum zaudert ihr? Flieht! Es ist nicht mehr die Gefahr, die im Finstern blindlings schleicht, und die Verwirrung und den Schrecken wie eine Koppel Hunde vor sich her schickt, ihr eine leichte Beute in das Netz zu sprengen. Der Gefahr kann man entweichen. Seht um euch! Wo ist hier eine Ausflucht, wo ein Winkel, in dem ihr euch verkriechen könntet? Wohin ihr seht, starrt euch der Tod mit hohlen Augen an, und drohet euch ein schimpflich Ende. Der Blick der Tyranney, die euch bewacht, gräbt wie ein giftiges Insect sich in das Herz der Unschuld ein, und zieht Geheimnisse aus ihrer Brust, vor denen sie selbst wie vor unwissentlich gehegten Meuchelmördern zurücke

schaudert. Und ihr, ihr hofft ihm zu entgehen? Eure blassen, zitternden Gesichter rufen gleich hundert einstimmigen Zeugen Wehe! über euch, und liefern euch den Händen eurer Henker aus. O flieht, flieht, flieht!— Ich spreche euch nicht um Hülfe an. Ich bin mir selbst genug. Carl soll Carln rächen. So, ohne Beystand, ohne Gefolge, ohne Waffenbrüder, mit diesen abgezehrten, bebenden Händen will ich die alten Schranken des Despotismus durchbrechen, mir über aufgehäuften Leichen einen Weg bis zum Throne bahnen, und den erschrocknen Gott mitten in seiner erlöschenden Glorie bestürmen. Jetzt, jetzt! Nicht morgen: dieß ist der Augenblick! Wollt ihr den losgerißnen Blitz aufhalten, und ihm befehlen, wohin er fahren soll? Das Schrecken, das eure bestürzten Geister niederschlägt, stört tausend muntre Kräfte in meinem Innern auf, und kehrt sich wie ein losgelaßner Löwe wüthend gegen seine Führer. Erkühnt euch nicht mir abzuwehren! Mein Weg führt über euch. Der ist des Todes, der sich mir entgegen

stellt.—Hinweg! Ich überlasse euch euerm Schicksal. (Er geht, Amalie mit ihm.)

(Es entsteht ein Gemurmel. Der Gouverneur, Frethun und der Officier machen Miene ihm zu folgen. Der Prinz bleibt stehen und wendet sich um.)

Prinz. Ihr scheint gerührt?—Ist es die Sorge um euch, die euch bewegt? Ich bin allein, und draußen stehen Scharen geübter Mörder, die auf meinen Fußtritt lauschen.—Seht mich an. Dieß sind die Züge ihres Königes; dieß Blut ist seines; diese abgehärmte geisterähnliche Gestalt trägt die Spuren der Majestät, die auf dem Stamm der Bourboniden ruht. Sie wagen's nicht. Das gezückte Schwert wird ihrem nervenlosen Arm entfallen, und unversehrt, wie Gottes Engel durch die Flammen, wird Frankreichs Carl durch die getrennten Reihen schreiten. Seyd außer Furcht! Wenn die Franzosen zu feige sind, den Enkel Heinrichs zu beschützen, so haben sie auch nicht den Muth, Hand an ihn zu legen. (Er geht weiter.)

Die Soldaten. Es ist schändlich, es

ist abscheulich! Wir leiden's nicht. Wir lassen nicht von ihm.

Prinz. O über die schwachen, unentschlossenen zweydeutigen Menschen! Zu unstät und zu unverständig, um wie stille, rechtliche Leute die Gefahr zu vermeiden; zu klein, um ihr zu stehen und zu trotzen wie ein Mann; und nicht einmahl entschieden genug, um als herzhafte Überläufer vor ihr zu fliehen! —Seyd ihr Männer? Was schreckt euch denn? Was habt ihr noch zu fürchten oder zu verlieren? Wir sind verrathen; ein zehn Mahl stärkerer Feind hält uns umringt. So laßt uns denn wie Männer fechten, und die Freyheit, wenn nicht erwerben, doch verdienen! Weiber werden Helden, wenn die Noth aufs höchste steigt; einem Kinde giebt die Verzweiflung Riesenstärke, und der sieche Elende reißt wie ein Herkules sich aus den Armen seines Wärters los, wenn mit der Fieberhitze der Tod zu seinem Bette tritt, und ihm das Mark in den Gebeinen gerinnen macht. O! Was für eine seltsame Art von hasenherzigen Wagehälsen seyd ihr, daß euch

erst der Muthwille sticht, die schlummernde Gefahr in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, und sie zu necken und zu reitzen, wie ein schlaftrunknes Ungeheuer, als ob ihr vor Begierde sterben möchtet, eure Kräfte mit ihm zu messen! Es springt empor, und stellet sich zum Kampf; und ihr, wie unbedachtsame Kinder, die spielend auf eine Schlange traten, fahrt erschreckt zurück, und kehrt dem zischenden Feinde den Rücken, um nicht zu sehen, wie er euch ergreift, und im Fliehen zu Boden reißt.

Die Soldaten. Sprecht nicht so! Sprecht nicht so! Wir sind Männer. Wir folgen euch!

Prinz (in ihre Mitte tretend.) Ich will eure Augen nicht mit Thränen und eure Herzen nicht mit kläglichen Worten bestechen. Seht nur, seht selbst; hier seht! Wenn ihr einen Menschen fändet, von Kummer und Elend so entstellt, so abgefallen und entfärbt, wie eine Leiche, die sich noch ein Mahl aus ihrem Grab erhebt: ihr würdet denken, und wäre er der gräßlichste Verbrecher, er hat

genug gebüßt, und euer Abſcheu gegen ſeine Thaten würde in einer mitleidigen Thräne erlöſchen. Und ich! was hab' ich denn begangen? Für welche Gräuelthaten muß ich mehr erleiden, als die menſchliche Natur zu tragen fähig iſt? O Himmel! Das unſchuldige Recht und der ſchwache Wille, euch zu lieben, für euch zu ſorgen, die Ruhe und das Glück des Lebens für eures aufzuopfern, und euch, und eure Weiber, eure Kinder mit meinem Blute zu beſchützen: dieß, dieſes wird ſo hart beſtraft! Einen ungetheilten Thron zu beſitzen, baut Ludwig ſeinem Zwillingsbruder ein Grab, und mauert ihn lebendig ein. Er biethet die Erfindſamkeit eines Teufels auf, das Andenken meines Daſeyns ſelber zu vernichten. Kaum weiß man, daß ich lebe, daß ich auch nur gelebt habe; meinen Nahmen zu nennen iſt ein Verbrechen, das den Tod verdient; vor euch hat noch kein Menſch dieß jammervolle Angeſicht geſehen. Wie ein ſcheußlich Mißgeſchöpf, deſſen bloßer Anblick tödtet, hat er meine weinende Geſtalt in eine lebloſe Larve ver-

graben, damit die wilde Seele meiner Henker selbst nicht etwa über mich sich entsetze, und weniger grausam als ihr Herr sich seines Bruders erbarme.

Soldaten. Tod und Verderben! Zu Boden mit diesem Bruder! Nieder mit Ludwig!

Prinz. Und ihr, o ihr! Was wäre Ludwig ohne die Franzosen? Er brüstet sich auf einem Thron, den die weise Großmuth eurer Väter meinem Stamm errichtet hat, und prahlt mit euern Thaten, als wären sie die seinigen. Wer unter euch denkt von sich selbst so schmählich, daß er sein Haupt vor Ludwigs Haupte beugte, wär' es nicht der große Vater der Bourboniden, den er in ihm verehrt? Seyd auf eurer Huth! Der Unselige, der freventlich das schöne Band des Bluts zerreißt, ist ein Nero auf dem Thron. Die Tyranney streckt ihr eisern Zepter über eure Nacken aus. Steht auf, Franzosen, und geht zu Gericht! Steht auf, und rächet die beleidigte Natur! Ich stelle mich vor euch; ich, Heinrichs Enkel wie er, be-

gabt mit einem heiligern, mit einem unbefleckten Rechte, ich, den der erzürnte Himmel selbst zur Rache mahnt, ich biethe mich zu euerm Führer an. Was ist die Menge seiner Miethlinge? Die Würgengel des Allgerechten gehen vor unsern Fahnen her. Tausend und wieder tausend eurer Brüder erwarten ängstlich den Ton der kriegerischen Trompete, um sich an euch zu schließen. Seht! Die Heere aller Völker stehen gerüstet; sie nahen drohend wie weitgelagerte Gewitter, den schwindlichen Halbgott unter den Trümmern seiner blutigen Trophäen zu begraben. Auf! Auf! Eurer Aufbruch ist die Losung zum allgemeinen Krieg.

Alle. Krieg! Wir wollen Krieg! Auf, König Carl! Die Franzosen folgen dir.

Prinz. Krieg! Krieg! Krieg!—Bedeckt eure Häupter; Frankreich ist frey! In diesem Augenblick stürzt Ludwigs Thron darnieder. Ich schwör' es bey meinem Haupte und bey dem Leben dieses Engels, Ludwig und sein Stamm soll von dem Angesicht der Erde vertilgt werden. Die Bande des Blu-

tes sind zerrissen. Brudermord soll unser Feldgeschrey und der Nahme Ludwig die Losung zum Morde seyn. Es giebt keinen Ludwig mehr. Verflucht sey, wer mir ihn nennt, ohne von seinem Tode zu sprechen. Ich will die brüderliche Liebe zu einem Mährchen machen; wer eines Todschlags wegen angeklagt wird, soll frey ausgehen, wenn er die That an seiner Mutter Sohn begangen hat. Ihr sollt Gottes Gerechtigkeit in ihm verehren; denn nur ein unmenschlicher Bösewicht kann durch die Hand seines Bruders fallen.

Alle (ziehen die Schwerter, und rufen wild durch einander.) Carl! Carl! Sieg und Heil unserm König!

Prinz. (indem er seine Hand auf Amaliens Haupt legt.) So nehme ich mein angebornes Recht in Anspruch. Beugt eure Knie; sie ist eure Königinn. (Alle fallen auf die Knie, und heben die Schwerter auf, wie um zu schwören). Und so möge sie, ein blutiges Opfer der Tyranney, vor meinen Augen fallen, und der Athem, den ich aus ihren sterbenden Lippen sauge, mir

Gift werden, daß meine zerrüttete Seele gegen sich selbst aufsteht, und ich, als ein blödsinniger Thor, unter dem Hohngelächter der Hölle kraftlos in mich selbst versinke— wenn ich euch jemahls verlasse!—Nun folgt mir!

(Alle gehen ab mit bloßen Schwertern.)

Anmerkung. Das Stück, wovon dem Publicum bis jetzt drey Acte vorgelegt worden, hat deren fünf. Der Verfasser ist in einer neuen Bearbeitung des Ganzen begriffen, und bricht daher diese unvollkommene Skizze, seinen ersten Versuch im dramatischen Fache, hier ab. Einzelne Scenen werden indessen noch folgen.

Sol.

Fortsetzung
der
Briefe
über die
Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten.

Dieß Opfer, daß wir jetzt den Fabriken für das Wohl des ganzen Staates bringen, ist nicht mehr als billig; wir thun nur, was die im Handlungsfache aufgeklärteren Nationen für manche Nahrungszweige schon längst gethan haben. Aber äußerst drückend und ungerecht wäre diese dem Volke auferlegte Last, wenn die Beschaffenheit der Waare immer die nähmliche bliebe, wenn der Fabrikant die Hülfe, die man ihm auf Kosten der übrigen Mitbürger angedeihen läßt, zu benützen, und seinem Stoffe den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu geben sich nicht bestrebte.

Wenn auch Hr. Meiners *) und mancher andere Schriftsteller unser bisheriges Verfahren nicht billigt, so müssen wir uns dadurch nicht irre machen lassen, da es hauptsächlich auf den Gesichtspunct ankommt, aus welchem man die Sache betrachtet. Der Rath von ihrem Vaterlande aus gegeben mag daher sehr gut und weise seyn, den wir aber nur in so weit benutzen dürfen, als er uns frommet.—Es bleibt in der That unserem Tuchhandel wenig mehr zu wünschen übrig, wenn einst alle Einwohner mit inländischen schönen Tuchwaaren versorgt werden können, und zwar so versorgt werden, daß sie selbst (jene Schwachköpfe ausgenommen, die aus keiner andern Ursache die fremde Waare der einheimischen vorziehen, als weil sie nicht im Lande gemacht ist,) zufrieden sind. Wie viele Tausende würden dann bey unseren Tuchfabriken Arbeit und Nahrung finden, da jetzt, ungeachtet aller Vorsicht, doch noch manche

*) S. Götting. hist. Magazin von Meiners und Spittler V. B. 1. St. N. 1.

fremde Waare über die Grenze herein kommt, auch gewöhnlich Reisende sich mit ganz gemachten Kleidern, wenn sie von fremden Ländern kommen, auf mehrere Jahre zu versorgen pflegen. Für den auswärtigen Handel, däucht mich, gäbe es, wenn auch einst unsere Tuchfabriken auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gebracht sind, nur einen einzigen Weg, nähmlich, den nach der Lavante, voraus gesetzt, daß durch Schiffbarmachung der Donau die Fracht wohlfeiler würde. Wie viel wir auf diesem Wege vor den Engländern voraus hätten, beweiset der vor einiger Zeit gemachte Antrag der Englischen Nation, den Donaustrom auf eigene Kosten bis ins schwarze Meer schiffbar zu machen, wenn man ihnen freye Fahrt durch 25 Jahre gestatten wollte *). Bey der Zurichtung der für diesen Handel bestimmten Tücher müßten wir hauptsächlich die Französische Kunst zum Vorbild wählen, die, durch die Leichtigkeit des Stoffes und vorzügliche

*) S. Taube Beschreibung von Slavonien und Syrmien, Leipzig 1777. II. Buchs S. 26.

Schönheit der Farben, die einst so sehr beliebten Englischen Tücher in der Türkey beynahe verdrängt hat, so, daß jetzt größten Theils nur die Französische Waare unter der ehemahligen Benennung Londrins seconds Käufer findet *). Die Einwendung, daß dieser Handel mit Tüchern so wenig als mit einem anderen Artikel jemahls ausgebreitet werden könne, ist in der That ohne Grund, wenn sie sich bloß auf die gewöhnliche Sage stützet, daß es einem unsrigen Kaufmanne unmöglich sey, sich mit dem wohlfeilen Preise zu begnügen, um den die Raizen und die Türkischen Handelsleute ihre Waare in der Levante verkaufen. Warum können sie dieß nicht? möchte ich fragen. Der Handel selbst

*) Statt 3600 Stück, die in Languedoc 1700 für den Türkischen Handel verfertiget wurden, macht man jetzt seit 1744 jährlich 80000. S. A comparative estimate of the advantages Great Britain would derive from a commercial alliance with the Ottoman in preference to the Russian Empire. London 1791. Girtanner über die Franz. Revolution 1. Th. S. 49. berechnet die Einnahme zu 12750000 Livres.

ist doch einer der einträglichsten in unseren Ländern, und wie geschwind er reich zu machen pfleget, sehen wir an den Türkischen und Raizischen Handelsleuten in Wien, die nach einem Handel von etlichen und zwanzig Jahren bey einer Lebensart, die eben nicht die sparsamste ist, gewöhnlich so viel erwerben, daß sie selbst, was bey einem Kaufmann besonders bemerkt zu werden verdient, genug gewonnen zu haben glauben, mit ihren auf fremdem Boden erworbenen Schätzen nach Hause eilen, und dem Lieblinge in ihrer Familie kein besseres Glück zu bescheren wissen, als ihm ihre Handlung zu übergeben. Die Summe, welche auf diese Art für immer dem Staate entzogen wird, mag in mehreren Jahren sehr ansehnlich seyn, und verdient daher auch von dieser Seite die größte Aufmerksamkeit. Da diese Kaufleute durch keine Befreyung von Abgaben oder Zöllen vor anderen etwas voraus haben, so wird man eingestehen müssen, daß der Gewinn bloß ihren Einsichten in diesem Handlungsfache und der kaufmän-

nischen Sparsamkeit zuzuschreiben sey, welche Eigenschaften ihnen wahre Ehre machen, und von unseren Kaufleuten nicht allein in diesem, sondern in jedem anderen Handelszweige nachgeahmt zu werden verdienen. Auf diesem großen, fruchtbaren Handlungsfelde wünschte ich jedem Kaufmanne volle Freyheit zu säen, und die Früchte seines Fleißes zu ärnten; der Zehent, wenn ich mich so ausdrücken darf, bleibt doch immer dem Staate, und wo mehrere Hände beschäftigt sind, da ist ja gewöhnlich mehr Fleiß und im Ganzen größerer Verdienst. Die unglückliche Sucht nach dem Beyspiele großer handelnden Nationen auch bey uns, ohne Rücksicht auf die Umstände und auf ein Mahl, nach allen Weltgegenden Handlungsgesellschaften zu errichten, hat manchem Handelszweig, der bey gänzlicher Freyheit sehr zugenommen haben würde, besonders aber diesem nach der Levante, an seinem Aufkommen, wo nicht auf immer, doch wenigstens auf lange Zeit geschadet. Wie ungerne wagt sich ein einzelner Handelsmann an Unter-

nehmungen, welche er bereits unter der Leitung einer ganzen Gesellschaft mißlingen und einen höchst traurigen Ausgang nehmen sah. Ohne mich hier in die Streitfrage über den Nutzen und Schaden der öffentlichen Handlungsgesellschaften einzulassen, worüber Sie die ungemein schöne Abhandlung des Prof. Büsch *) nachlesen können, will ich nur so viel sagen, daß man nicht leicht bey einer Handelsgesellschaft ein so geschwindes Ende als bey dieser voraus sehen konnte. Bey jeder öffentlichen Handlungsgesellschaft pflegen die Kosten mit den Directoren, Handelsbedienten und anderen nöthigen Ausgaben—die ein einzeln handelnder Kaufmann alle ersparen kann—sich sehr hoch zu belaufen. Da nun die Raizen und Türken auf die wohlfeilste Art ihre Geschäfte treiben, auch der Zusammenfluß der ersten handelnden Nationen auf den Türkischen Handelsplätzen sehr groß ist, über dieß jene Vorkehrungen, welche unumgänglich vorher hät-

*) In der Handlungsbibliothek I. B. S. 9—114.

ten sollen getroffen werden, nähmlich schöne Erzeugnisse und wohlfeile Fracht, mittelst gemachter Wasserstraßen ganz unterlassen worden waren; so war auch das frühe Ende der Gesellschaft eine sehr nothwendige Folge, und selbst ihre widernatüliche Geburt, möchte ich sagen, der Keim des Todes.

Wir haben, lieber Freund, bey Besichtigung der Fabrikate, welche dem Schafe ihr Daseyn verdanken, wohlbedächtig zuerst bey den Tüchern angefangen, deren vorzüglicher Nutzen in kalten Ländern schon längst entschieden ist. Nun wollen wir die noch übrigen verschiedenen Erzeugnisse in der Folge vornehmen, in der sie stufenweise von dem Tuchgewebe sich entfernen, und wo sie unvermerkt in fremde Gestalten übergehen, ja sogar unter einem neuen Waarenartikel zu erscheinen pflegen. Die Teppichmanufactur, wenn sie nicht die Mutter der Tuchmacherey war, schließt sich wenigstens aus allen übrigen Fabriken zunächst an sie. Aus allen unseren Teppichen, die hin und wieder in un-

sern Provinzen gemacht werden, zeichnen sich die Niederländischen aus, die aber ihrer Kostbarkeit wegen kein Gegenstand des allgemeinen Gebrauchs werden können; dazu dienen besonders die in Tyrol verfertigten. Zwey wesentliche Fehler bemerke ich an ihnen, ihre äußerst grobe Wolle und das schlechte Gewebe. Wenn diese Unvollkommenheiten durch eine verbesserte Schafzucht, und durch die geschicktere Hand des Arbeiters, der jetzt gewöhnlich seine ganze Kunst der Natur und einer kleinen Übung zu danken hat, gehoben würden, so wünschte ich recht herzlich, daß die Altdeutsche, schon lange abgekommene Mode, in den Speise- und Unterhaltungszimmern sich der Fußteppiche zu bedienen, unter uns wieder auflebe. Wie verehrungswerth und der Nachahmung würdig ist ein Luxus, der vielen tausenden unter unseren Mitbürgern Beschäftigung und Nahrung verschaffet!—Wie leicht und gerne sich unser Volk an diese Altdeutsche Verzierung gewohnen möchte, läßt sich aus dem schließen, daß bey Aufhebung der

Klöster in Wien die Teppiche, die zur Bekleidung der Kirchenwände gedienet hatten, sehr stark zum häuslichen Gebrauch gesucht wurden, weil sie ungemein viel beytragen, die Zimmer zur Winterszeit warm zu erhalten: eine Eigenschaft, die in mancher holzarmen Gegend, besonders in Wien, vorzügliche Rücksicht verdienet.—Sollten wir nicht einst, wenn wir in dieser Kunst ansehnlich zugenommen hätten, hoffen dürfen, einen Absatz dieser Waare bey den Türken zu finden, die nach ihrer Lebensweise der Teppiche gar nicht entrathen können. Schönfarbige Blumen, oder in niedlichen Körben in Sträußchen gebunden, würden im Auge dieser Nation empfehlende Vorzüge seyn. In diesen Ländern macht man zwar Teppiche, die selbst auf fremden Handelsplätzen gesucht werden, aber wäre es nicht möglich, wenn wir alle Kräfte anwenden, die uns die Mahlerey und Zeichenkunst gewähren, diesem Volke selbst auf ihrem Gebiete den Vorzug an Geschmacke abzugewinnen, der fast immer im Handel den Ausschlag giebt,

Weniger Mühe, däucht mich, würden uns jene Teppiche koſten, welche wir in Rußland verkauften. Wir wenden uns nun zu jenen Erzeugniſſen, an welchen wegen ihrer Vermiſchung mit Seide, Flachs, Hanf oder Kameelhaar das ungeübte Auge Mühe hat, Spuren der Lammwolle zu entdecken. Unzählig ſind ihre Nahmen, die ſie nach Jahrzehenden, in denen ſie aus der Mode kamen, bey ihrem Erwachen gewöhnlich verändern. Der Wollenſammt und der Tamys machen die vorzüglichſte Gattung. Eine Art des erſteren iſt der Plüſch, den man nun bey uns nicht mehr, wie einſt geſchah, zu tragen pflegt. Ich weiß nicht, ob man ihn je in unſeren Provinzen beſonders gut gemacht hat. Den ſchönſten, den ich in meinen jüngeren Jahren geſehen zu haben mich erinnere, war im Auslande, und wenn ich nicht irre, in Sachſen, gemacht. Seine Stelle vertritt nun der Engliſche Manſcheſter. Der in unſeren Ländern gemachte darf ſich mit ihm, weder in Rückſicht der Feinheit der Haare, noch des feſten Gewebes, noch der Schönheit des Spiegels meſ-

sen. Feine Wolle und feines Gespinnst sind nebst der Geschicklichkeit des Arbeiters unumgängliche Erfordernisse zu dieser Waare.— Unser Tamys, der gewöhnlich in Böhmen verfertigt wird, ist nicht so dicht, so glänzend und so gelinde zu befühlen wie der Englische. Wenn ich die Vergleichung wagen darf, so ist in der Ferne der Englische einem dichten Atlasstoffe ähnlich, indessen der unsrige wie ein schlechter, leinener Zeug aussieht. Da den meisten Leuten das Füttern der Kleider mit Seide zu hoch zu stehen kömmt, über dieß der Tamys durch seine besondere Dauer sich empfiehlt, so verdient diese Manufactur vor vielen anderen Aufmerksamkeit und Unterstützung.—Die zu Dux in Böhmen verfertigten wollenen Strümpfe, ein Product, worauf sich unser Kunstfleiß viel einbilden darf, obschon sie das reine dichte Gewebe und den schönen Glanz der Englischen noch nicht besitzen, (Schreyer in seinem Commerz von Böhmen I. Thl. S. 197 sagt, die Ursache sey, weil das Englische Garn viel stärker gedrehet würde—aber läßt sich

das unsrige nicht auch so stark drehen?) sind nicht in hinlänglicher Menge für den Verbrauch in unseren Provinzen, und die übrigen, die man an anderen Orten macht, verdienen wegen des äußerst schlechten Haltes den Preis nicht, er sey auch noch so klein. Die Kunst mit mehreren Nadeln zu gleicher Zeit zu stricken, die vor einigen Jahren, wenn ich nicht irre, ein Franzose in Wien lehren wollte, hätte meines Erachtens unter dem Landvolke ungleich andere Wirkung hervor bringen müssen, als unter unseren städtischen Schönen. Der Käufer würde immer ansehnlich gewonnen haben, wenn man die am Strickerlohne ersparten Kosten auf Anschaffung eines besseren Stoffes hätte verwenden können. —Obschon unsere Hüte einen wichtigen Gegenstand der Ausfuhr nach Wälschland ausmachen, habe ich doch sagen gehört, daß sich die Französischen Hüte durch ihre besondere Feinheit und Leichtigkeit vor den unserigen auszeichnen. So sehr wir auch mit jenen von der feineren Sorte zufrieden seyn können, so wenig gilt dieß, wie mich

däucht, bey den gemeineren oder so genannten Livreehüten. Bey diesen ist die schwarze Farbe äußerst schlecht, und da der gemeine Mann sich fast nie des Wetterschirmes zu bedienen Gelegenheit hat, müssen diese Hüte ein desto früheres und desto schlechteres Ende nehmen. Ein Hutmacher hat mich versichert, daß dieß nicht so viel von der Färberey als von der groben Wolle herrühre, in die die Farbe zu wenig dringt.

Nun noch etwas weniges von der Benutzung einiger Theile des Schafes. Mit der Haut wird in unseren Provinzen ein starker Handel getrieben, und verschiedenes Leder daraus bereitet, in welcher Kunst wir aber doch immer von den Engländern und Franzosen übertroffen werden. Leider wird von der Milch der Schafe zur Verfertigung der Käse besonders in Böhmen, Mähren und Ungarn nur zu vieler Gebrauch gemacht, wobey, wie verständige Ökonomen einstimmig lehren, die Wolle an Schönheit und Güte verliert. Der Brinsenkäse, der in

Ungarn gemacht wird, ſchmeckt ſehr wohl; nur glaube ich an ihm bemerkt zu haben, daß er ſich ſchwer aufbewahren laſſe. Vielleicht erfordert er einen kühlen Ort, den ich ihm nicht geben konnte.—Wie äußerſt ſchlecht unſere Darmſaiten in Vergleichung mit den Römiſchen, Florentiniſchen oder den Neapolitaniſchen ſind, weiß jeder, der nur ein wenig auf einem Saiteninſtrumente zu ſpielen verſteht. Das ſchmutzige unreine Weſen mag vielleicht der natürlichen Eigenſchaft des Darmes zuzuſchreiben ſeyn, und ſchwer gehoben werden können. Aber die vielen Knöpfe ſind ein unläugbarer Beweis der minderen Geſchicklichkeit unſerer Saitenmacher; denn lächerlich wäre es ſich damit zu entſchuldigen, daß die Wälſchen Schafe auch von Natur ſchon längere Därme bekommen hätten. Ich erinnere mich in meinem 9. Briefe in Rückſicht der Hörner und Knochen der Ochſen und Kühe den Wunſch geäußert zu haben, daß man davon in ſumpfigen Gegenden Gebrauch machte. Ein Gleiches gilt von den Knochen und Hörnern des Schafgeſchlechtes. Bey einer großen

Schäferey müßte das aus den geraſpelten Hörnern und Klauen gewonnene Geld, im Falle, daß man ſie in daſiger Gegend nicht ſelbſt brauchen könnte, eine nicht ganz unbeträchtliche Einnahme machen. Auch der Miſt der Schafe diente beſonders zum Urbarmachen der Moräſte; aber von noch ungleich größerer Wirkung würde er ſeyn, wenn bey der Stallfütterung mittelſt fleißiger Unterſtreuung des Strohes auch der Harn, der ungemein viel ſalzige Theile in ſich enthält, geſammelt würde.——Da gewöhnlich die Ziege unter der Schafherde zu leben pflegt, und nach ihrem Tode das Haar nicht ſelten mit der Schafwolle zu verſchiedenen Stoffen vereinigt wird, ſo mag es nicht unſchicklich ſeyn, wenn ich obigen Bemerkungen folgende über die Ziegenzucht beyfüge. Ich wundere mich, ich geſtehe es, nicht wenig, daß in den meiſten vortrefflichen ökonomiſchen Büchern, die jeden kleinſten Zweig der Landwirthſchaft mit beſonderem Fleiße und Genauigkeit bearbeiten, doch überhaupt ſehr wenig von der Zie-

genzucht gelehret wird. Die Ursache scheint zu seyn, weil die Pflege dieser Thiere noch nicht zu einem für sich allein bestehenden Landwirthschaftszweig erwachsen ist, und daher noch nicht jene Aufmerksamkeit erreget hat, die sie in Rücksicht der Haare gleich nach der Schafzucht verdient. Ich glaube nicht, daß man in einer unserer Provinzen eine blos aus Ziegen bestehende Herde zu halten pfleget. Gewöhnlich irren diese armen Thiere ganz frey ohne Wartung, ohne Pflege auf dürren, unfruchtbaren Hügeln umher, oder wenn sie sich unter den Schafen befinden dürfen, so ist nach dem Ausspruche des gemeinen Mannes die schlechteste Kost gut genug für sie. Man könnte leicht dem Schaden steuern, den diese Thiere gewöhnlich in den Gärten und in den Holzungen verursachen. Man dürfte sie ja nur im Stalle und in eingezäunten Plätzen halten; dann wäre es auch nicht nöthig sie an den Vorderzähnen oder den hinteren Füßen zu verstümmeln. Warum aber bisher der Landmann am Gängelbande der Gewohnheit wie

bey anderen Zweigen seiner Kunst nicht gelernet hat, auch diese Thiere werth zu halten, und ihnen die Vollkommenheit zu geben, welche sie erreichen könnten, oder um besser zu sagen, warum der Bauer dieses Thiergeschlecht immer selbst auf der niedrigsten Stufe der Cultur erhält und verhunzet, indem er den Ziegenbock in dunstige unsaubere Pferdeställe sperrt, das wird niemand fragen, der mit der Geschichte der Menschheit bekannt ist, die Beyspiele genug aufzuweisen hat, daß Menschen—nicht gegen unvernünftige Thiere, sondern gegen andere Menschenstämme zu Felde zogen, und der besiegte Theil noch vom Glücke sprechen konnte, wenn er nicht ganz mit seiner Nachkommenschaft ausgerottet wurde.——Bey einer geschickten Behandlungsart unserer inländischen Ziegen, (die wenig von jener der Schafe verschieden seyn dürfte,) würde sich ganz gewiß ihr sprödes und rauhes Wesen der Haare, das sie für jetzt zu einem feinen Fabrikat untauglich macht, verlieren. Ich glaube nicht, daß es unmöglich sey, die Angorischen Ziegen

bey uns einzuführen; vielleicht müssen wir die bisher unglücklichen Versuche, wenn nicht außerordentlichen Eräugnissen, vielleicht diesem Umstande zuschreiben, daß man, wie es so oft zu geschehen pflegt, Thiere aus fremden Gegenden zu erhalten suchte, ehe man ihr gewöhnliches Futter zu Hause gebauet, oder wenigstens sich mit einer ihrer Natur angemessenen Nahrung einheimischer Gewächse versehen hatte. Sollte die Vermischung der Angorischen Böcke mit unseren Ziegen unmöglich seyn, und keine gute Wirkung hervor bringen?—Wenn uns auch die Zucht der Angorischen Ziegen geglückt hätte, würden unsere Bemühungen, das Haar zu verarbeiten, bey dem Abgange der Wurzel Borago orientalis L., eben so wie in Schweden *) fruchtlos gewesen seyn. Da diese Thiere bisher nur von Naturkundigen untersucht und beschrieben worden, so wäre dem Staate, der die Haare als einen Gewerbezweig

*) S. Beckmanns Grundsätze der Deutschen Landwirthschaft, neueste Ausgabe. Göttingen 1790. S. 479.

zu benützen wünschte, zu rathen, daß er einen geschickten Technologen dahin schicken möchte, um die ganze Verfahrungsart kennen zu lernen, ohne welche Kenntniß unendlich viele vergebens angestellte Versuche sehr theuer zu stehen kommen müßten. Ich wage mich noch weiter in meinen Vermuthungen; ich glaube sogar, daß es möglich wäre, die Vigognes (Camelus Pacos L.), die in den Amerikanischen Gebirgen zu Hause sind, in manche Gegenden Tyrols, Kärnthens und Krains zu verpflanzen; der fehlgeschlagene Versuch mit diesen Thieren in der Mitte Andalusiens läßt mich alles Gute von meinen Erwartungen hoffen*), da auf den dasigen Eisbergen nach den Nachrichten des Hrn. Haquet in seiner mineralogisch-botanischen Lustreise vom Berg Terglou in Krain zu dem Berg Glöckner in Tyrol so viele Alpenpflanzen anzutreffen sind. Es ist nicht leicht eine Fabrike, der ich so sicher gutes Gedeihen zu versprechen wagte,

*) Raynal Histoire phil. et pol. à la Haye 1774. Tom. III. p. 216.

als jener, die schöne Sommerzeuge um leidentliche Preise verfertigte. Die Brüßler Camelote sind freylich sehr schön, aber gewöhnlich so theuer, daß sie nicht von jedermann können getragen werden, und die übrigen in unseren Ländern gemachten gemeinen Zeuge sind das wenige Geld, das sie kosten, in der That nicht werth. Der äußerst grobe Faden und ihre kurze Dauer machen, daß wir uns bey noch so heißen Sommertagen doch noch lieber zu seidenen oder baumwollenen Unterkleidern und einem halbtuchenen Rocke bequemen. Besonders müßte eine Zeugart, die zu Beinkleidern und Westen taugte, häufigen Absatz finden, wobey eine ansehnliche Summe, die jetzt für Nanquin und Sommer-Manschester aus dem Lande geht, ersparet würde. Wäre nicht auch ein aus Ziegenhaar verfertigter Zeug eine der heißen Jahrszeit angemessenere Kleidung als die baumwollene Waare, die vermöge des Stoffes Wärme erreget, und außer ihrer Leichtigkeit nichts an sich hat, das sie zur Sommertracht besonders empfiehlt? Ziegenhaar

allein, oder vermischt mit Seide, Flachs, Hanf, oder manchem einheimischen Wolle gebenden Gewächse würde die schönsten Fabrikate liefern, aber besonders wünschte ich, daß man Versuche mit feinem Ziegenhaar und der Rinde verschiedener inländischer Bäume und Sträuche anstellte. Aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes (Morus papyrifera L.), der in unsern Ländern fortkommt *), mit Seide würde man meines Erachtens ein dem herrlichen Ostindischen Baumbaste ziemlich ähnliches Product erhalten, wovon ich bey Gelegenheit ein Mehreres zu sagen gedenke. Aber auch eine Vermischung der feinen Ziegenhaare mit der Rinde dieses Baumes würde nicht wenig zur Dauer und Schönheit des Stoffes beytragen. In dieser Rücksicht möchten wenigstens einige aus unseren mit einem starken zaserigen Stängel versehene Gewächse, etwa die große Nessel (Urtica dioica L.), die Papelrose (Alcea rosea L.), oder der gemei-

*) Suckows angewandte Botanik. II. Th. I. B. Leipz. 1786. S. 77.

ne Calmus (Acorus calamus L.), und mehrere Röhre (Arundo L.), wenn sie besser gepflegt und gehörig zubereitet würden, ganz gute Dienste leisten. Die Fortschritte und Verbesserungen in den Gewerben sind eben so langsam und beschwerlich als in tiefsinnigen Wissenschaften. Aber wer sein Vaterland liebt, und an seiner Kunst mit ganzer Seele hängt, (und so muß es seyn, es mag nun der Metaphysiker oder der Handwerksmann etwas Vorzügliches in seinem Fache liefern wollen,) wird sich durch manche mißlungene Versuche nicht abschrecken lassen: thut er es, so möchte ich sagen, er sey zwar berufen, aber nicht auserwählt.—Da ich eben in Frank*) lese, daß die Ziegenhaare vortrefflich zu Stricken taugen, weil sie sehr lange im Wasser zu dauern pflegen, so dächte ich, würden sie sich auch zu Netzen sehr gut schicken, und könnten einst, da, wie Beckmann in seiner Preisschrift über die Nebengewerbe der Landleute sagt, die großen Fi-

*) System der landwirthschaftlichen Polizey. II. B. S. 157.

schernetze in Holland, England und Frankreich in sehr hohem Preise sind, ansehnliche Summen Geldes in unsere Länder bringen.—Tyrol liefert vortreffliche aus Ziegenfellen verfertigte Handschuhe, deren Ausfuhr sich jährlich gegen 8000 Stücke betragen soll. Dessen ungeachtet weiß ich, daß zu manchen Zeiten in Wien gar keine zu haben sind, daher ich den Tyrolern eine Vermehrung der Ziegen rathe. In Spanien wird *) aus den Fellen der Ziegen mit Hülfe des Schmacks und der Galläpfel der herrlichste Corduan, und in der Türkey der schönste Saffian bereitet; beide Lederarten werden bey uns von gar geringem Werthe verfertigt. Noch will ich des besondern Gebrauchs, den man von den Hammel- und Ziegenfellen zu Idria zu machen pflegt, Erwähnung machen; man bereitet die Felle mit Alaun wie sämisches Leder, und verfertigt Beutel daraus, in die das Queckſilber gepackt wird, diese Beutel werden mit Leder umwickelt, und in Fässern

*) Crome Europens Producte. Hamburg 1784. S. 258.

versendet. Die Anzahl der Felle, die man dazu nöthig hat, soll sich jährlich gegen 3000 Stücke belaufen *).—Die in den Niederlanden, Böhmen und Tyrol gemachten Ziegenkäse sind bekannt; aber hier ist der Gewinn, in Anbetracht der Haare, die man darüber einbüßet, ein wahrer Verlust.

*) S. Allgem. Archiv für die Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Fr. A. G. Hirsching. Leipz. 1790. S. 167.

K. k. Theater.

Den 13. Junius wurde die Oper: il Mercato di Monfregoso von Zingarelli zum ersten Mahle aufgeführt. Der Markt von Monfregoso heißt es; es könnte eben so wohl der Markt von—aller Welt heißen. Die Musik ist nicht neu und eine von Zingarelli's früheren Arbeiten. Sie hat manches Artige, ohne sich im Ganzen beträchtlich über das Gemeine zu erheben. Mehrere Stücke sind eingelegt und zum Theil von geringem Werthe, wie z. B. die Arie des Hrn. Raffanelli: E la beltà di donna. Das Finale des ersten Acts erhielt Beyfall; es ist überhaupt eines der besten Stücke des ganzen Werkes.

Die Poesie ist in der Regel: unter aller Kritik nähmlich. Ich habe mich oft gewundert, warum die Compositeurs ihre großen Sing-

stücke nicht lieber ganz auf das Do re mi fa setzen. Das große Publicum würde nichts verlieren, und der Mann von Geschmack könnte nur dabey gewinnen. Auf eine allgemeine, tiefe Rührung scheinen sie ja ohnehin Verzicht gethan zu haben; oder bilden sie sich etwa ein, diese Rührung ohne den Beystand der Dichtkunst bewirken zu können? Ich hoffe, sie thun es nicht; denn sie würden damit einen Beweis ablegen, daß sie über die Grenzen ihrer Kunst wenig nachgedacht haben.

Die Musik ist diejenige von allen Künsten, welche den lebhaftesten Eindruck macht; sie ist aber zugleich diejenige von allen, die den unbestimmtesten Charakter hat. Ohne eigentlich Empfindungen auszudrücken, weckt sie die Empfindung, und scheint correspondirend mit ihr fortzugehen. Allein in einer Reihe von Empfindungen verwirrt sie sich; sie drückt nicht nur nichts mehr aus, sie wird ermüdend. Die Poesie muß also der großen Musik Haltung und Bedeutung geben. Die bloße

Instrumental-Musik von der Composition eines Hayden oder Mozart wird immer noch schön seyn, und, so lange sie in ihren Grenzen bleibt, hinreißend schön: aber begeistern wird die Musik erst, wenn sie die Meisterstücke der Dryden, der Pope, der Metastasio, der Ramler und Gerstenberge begleitet. Es ist nicht zu viel begehrt, wenn man verlangt, daß jeder Artist zugleich Kenner sey: Kenner in allen Künsten, die mit der seinigen verwandt sind; und sie sind alle mit einander verwandt. Von keinem Künstler gilt dieses mehr als von dem Musiker. Ich sehe nicht ein, wie das größte Genie in der Musik das Vollkommene seiner Kunst erreichen kann, ohne die Dichter zu studieren; und noch weniger, wie man die Dichter mit Geschmacke lesen, und sich mit so elendem Zeuge befassen kann, als unsre Opernbücher gewöhnlicher Weise sind. „Die größten Meister haben aber doch nach schlechten Dichtern gearbeitet." Desto schlimmer für diese größten Meister! sie würden zuverlässig größer seyn, wenn sie nach besseren gearbei-

tet hätten.—Es war eine Zeit, wo die Musen in schwesterlicher Eintracht unter der Aufsicht des Gottes der Wahrheit in Einem Tempel beysammen wohnten. Ob sie wohl wiederkommt diese Zeit? Kaum wissen die Musen noch, daß sie Schwestern sind; jede bewohnt einsam und den übrigen fremde, wie es sich schickt, ihre Hütte, ihre Bude oder ihren Pallast, und das Licht der Philosophie geht über allen auf, ohne Eine zu erleuchten.—

Ich komme von meiner Oper ab. Man war mit der Vorstellung zufrieden. Hr. Raffanelli sang, wie man mit drey Tönen nun eben singt; aber sein Spiel war gut. Er belebte die höchst platte Rolle des Marktschreyers, und legte so viel hinein, als ihm der Verfasser möglich gemacht hatte hinein zu legen. Die Schauspieler thun sich gewöhnlich etwas darauf zu gute, unbestimmten Charakteren in der Vorstellung eine Art von Bestimmtheit zu geben. Ein Verdienst ist es auch allerdings; allein ich kenne ein größeres. Und

dieſes größere iſt die Kunſt, den complicirten, individuellen Charakter, den der Dichter mit Reden und Handlungen bezeichnet, aber noch lange nicht erſchöpft, mit Wahrheit und Treue aufzufaſſen, und in lebendiger Action vor die Augen des gerne getäuſchten Zuſchauers hinzuſtellen. Einen prahleriſchen Poltron macht zur Noth noch jeder. Es iſt die Gattung; wer dieſe nicht trifft, trifft nichts: aber den Hans Falſtaff ſpielt nur ein Garrik einem Shakespeare nach. — Große Schriftſteller allein erwecken große Schauſpieler; ſo war es bey den Griechen, ſo bey den Römern und Engländern. Die Italiäniſche Oper wird nie einen groſſen Acteur aufzuweiſen haben, und wenn ſich auch das größte Genie zur Schauſpielkunſt dahin verirren ſollte.

Mademoiſelle Seſſi ſang gut, beſonders die Arie mit Recitativ: Tristo! Tanta insolenza! Ihr Spiel iſt noch ſchwach: wäre ſie aber auch ſchon geübter, ſo würde dieſe Rolle doch nie für ſie ſeyn. So eine äu-

ßerſt läppiſche Närrinn, als dieſe Brigida iſt, kann nur durch die ganze Lebhaftigkeit einer echten Italiänerinn, wie wir z. E. Madame Tomioni kennen, einiger Maßen erträglich gemacht werden.

Einige Buffonerien von der niedrigſten Art verdienten wohl gerügt zu werden. Wer den Spaß bis im Ekelhaften ſucht, iſt ein verunglückter Luſtigmacher, der höchſtens dem Pöbel ein Lachen abgewinnen kann. Der Scherz ſoll ergetzen; der Ekel zerſtört alle Ergetzung. Dem ſchmutzigſten Kerl vor den Augen eines geſitteten Publicums einen Zahn auszuziehen! Welch ein Einfall! Ich ſuchte in dem Buche; ich fand nichts. Es iſt ſchlimm, wenn der Schauſpieler in dergleichen Dingen noch weiter zu gehen fähig iſt als ſolch ein Autor.

Man hat uns einen durchreiſenden Acteur angekündigt. Es iſt Herr Kloß von Hamburg. Dieß erregt ſchon Erwartung; aber noch mehr: er tritt in Rollen auf, in

welchen wir Schrödern bewundert haben. Es ist gewagt einem solchen Meister nachzuspielen. Ich will meine Erwartung herab stimmen, und mich auf etwas ziemlich Gewöhnliches gefaßt machen.

Hr. Kloß hat sich gezeigt. Den 21. ward das beliebte Lustspiel von Herrn Jünger, der Strich durch die Rechnung, aufgeführt. Hr. Kloß spielte den Obersten Hitzig. Der Character muß nicht schwer zu treffen seyn; es ist ein guter Alter, der geschwind auffährt, und sich eben so geschwind wieder besänftigen läßt. Allein nichts ist so leicht, daß man es sich nicht noch leichter machen könnte. Gemüthsarten, wie die des Obersten, sind im Leben nichts Ungewöhnliches; um sie auf dem Theater wahrscheinlich zu machen, wird jedoch einige Kunst erfordert. So gerade vom Blatt weggespielt sehen sie Carricaturen zu ähnlich, und erregen Lachen, auch wo es nicht seyn sollte. Der Schauspieler muß dem Spiele ihrer Launen Haltung und eine successive Gradation zu geben wis-

sen, wenn er der Idee des Dichters nahe kommen will.—Die Natur, scheint es, hat nicht viel für Hrn. Kloß gethan; sein Organ ist nicht angenehm, und sein Gesicht ist keines mannigfaltigen Ausdruckes fähig. Wenn indessen Verstand und Fleiß schon für sich ein Recht auf den Nahmen eines Künstlers geben, so verdient Hr. Kloß allerdings unter die brauchbaren Schauspieler gezählt zu werden. Nur muß er sich nicht in Fächer wagen, die eine größere Naturanlage voraus setzen. Ich höre, daß er gesonnen ist als Bartholo aufzutreten; ich möchte es ihm nicht rathen. Die Rolle scheint das Maß seiner Fähigkeiten zu übersteigen.

Unser Publicum hat den Ruhm des Gutmüthigen; ich wollte, es bewürbe sich um einen andern. Der zweydeutige Beynahme bon homme ist in Sachen des Geschmackes nicht einmahl mehr zweydeutig; ich möchte in solchen Dingen immer lieber strenge als gutmüthig heißen. Hr. Kloß ward am Ende des Stückes gerufen. Da diese seyn sollende

Auszeichnung so ziemlich jedem erwiesen wird, so wäre es vielleicht unbillig sie Hrn. Kloßen zu versagen. Das Billigste möchte indessen wohl seyn, sie überhaupt etwas seltener zu machen. Über Mangel an Aufmunterung wird sich bey uns schwerlich jemand beklagen können, es müßte denn etwa das wahre Talent seyn. Und in der That! es ist eben keine beneidenswerthe Ehre an eine Tafel gezogen zu werden, zu der man die Krummen und Lahmen von der Straße aufgelesen hat.

Mlle. Buteau trat in der Rolle des Kammermädchens zum zweyten Mahle auf. Ich glaube mit Vergnügen bemerkt zu haben, daß man sie auf einige ihrer Fehler aufmerksam gemacht hat. Eine Tänzerinn, die im Ballette gefällt, stellt sich das Debütiren im Schauspiele gewöhnlich sehr leicht vor. Sie meint nur den Mund öffnen zu dürfen, um auch da zu gefallen. Möchte sie es ja nicht meinen! Wie viel Studium fordert schon die Declamation allein! und die tanzmeisterischen

Bewegungen des Körpers sind im Schauspiele gerade die unleidlichsten.

Ja, wenn es Bewegungen sind, wie sie uns von Madame Vigano entzücken; die nicht sclavisch nachgemacht und eingelernt werden können; die nur das Genie findet, und die man ohne Genie niemahls trifft; die von der Seele kommen und zur Seele gehen! Allein von diesen rede ich nicht, und diese sind auch nichts weniger als tanzmeisterisch zu nennen. Dafür behaupten aber auch die Leute, welche den Tanz nur vom Tanzmeister her kennen, Mde. Vigano tanze nicht. Mag es doch! Wir wollen nicht um Worte streiten; weil doch jeder Streit, der die genaue Bestimmung eines Begriffes zur Absicht hat, ein Wortstreit heißen muß. Mde. Vigano soll nicht tanzen. Laßt nur zu, daß sie eine schöne Kunst ausübt, wofür euch der Nahme fehlt, und die doch ohne Vergleichung einen größern Werth hat als die mechanische, welche ihr unter der Benennung des Tanzes versteht; die mit dieser

nicht zugleich bestehen kann, und sie also verdrängen, oder, wenn es schlimm geht, von ihr verdrängt werden muß.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Druckfehler im vorigen Stücke: Seite 185 Zeile 15 Kerle lies Kerl.

Österreichische
Monathsschrift.

August, 1793.

Das
Auge der Mutter.

An die

Gräfinn Rasumowsky, geb. Gräfinn von Thunn.

Am Hofe glänzest du, für seine Pracht geboren,
Doch lebest du nicht ihm und seinen Freuden nur;
O Gräfinn! auch in der Natur
Geht keine für dein Herz verloren.
Noch mehr: dein unverdorbner Geist
Fühlt, ohne daß es ihm ein tiefer Lehrer weist,
Daß alle Pracht, die Stolz und Kunst erfindet,
Vor der Natur wahrhafter Pracht verschwindet,

Daß einen reinen Sinn, wenn er der Thiere Fleiß,
Natur und Handlungen enthüllet,
Fast jeder Blick mit Wonne füllet,
Da, wenn er gegentheils der Schranzen goldnen Kreis
Bemerket, ihr Gewühl und ihre List ergründet,
Er lauter Stoff zu Haß und Ekel findet.
Ein einzig Beyspiel dieser Art:
Wie emsig, stark und klug macht nicht die Mutterliebe
Das kleinste Thier? Wie stolz und hart
Entsagt die Dame diesem Triebe,
Verweist den Säugling fern von ihrem Angesicht,
Unsorgsam, was ihn trifft, ihm dräut und ihm gebricht?
O lernt, Entartete! was ihr dem Kind entziehet,
Wenn nicht das Mutterauge auf seine Schritte siehet.

Ein weiser Forscher der Natur,
Der, aufmerksam auf ihre kleinste Spur,
Sie stets beschlich, durch kein System verkehrte,
Der, langsam und bescheiden, nur
Den alten Schatz der Kunde der Natur
Durch manchen neuen Fund vermehrte;
Nun, dieser stille Forscher ging,
Als über der bethauten Erde
Des Himmels Blau, gestört durch keine Wolke, hing,
Einst vor sein Haus, und sah, wie mit der kleinen Herde

Die Henne den nicht wohl verzäunten Hof verließ,
Und ihr des Feldes Furchen wies.
Wie kakelte die Brut, wie pickte sie voll Freude!
Und wie enthaltsam stand die wache Mutter da,
Die bald die kleine Schar, noch kaum bedeckt mit Seide,
Und bald mit schiefem Hals den Horizont besah.
Der Weise stand bewundernd ihr zur Seite,
Als plötzlich sie durch einen scharfen Schrey
Die Jungen rief. Sie purzelten herbey,
Und krochen unter sie.—Was war es, das sie scheute?
So sprach der Philosoph. Das Feld ist weit umher,
Der Himmel ist von Feinden leer.
Mit einem Glase waffnet er
Zuletzt sein Auge. Nichts. Tief in der blauen Höhe
Schwimmt nur ein schwarzer Punct, den ich undeutlich sehe.
Itzt naht er sich, er wächst. Sind dieß nicht Flügel? Ja!
Er stürzt herab. Der Falk ist da.
Wie scharf, doch ohne Glas, der Mutter Auge sah!

v. Nicolay.

Kindliche Liebe.

Ein Autor, welcher arm in einem Keller lebte,
Stets von den Menschen fern bey seinen Büchern blieb,
Von Pflichten und Gefühl mit kaltem Blute schrieb,
Und immer nur nach Paradoxen strebte,
Mit denen er auf Messen Handel trieb,
Bewies nunmehr in einer Diatribe:
Das heilige Gefühl der Kindespflicht und Liebe
Sey nur ein Hirngespinst, ein Vorurtheil, ein Zwang.
„Der Vater heischt des Sohnes Dank.
Wofür denn? Etwa für das Leben?
Ein unglückseliges Geschenk! und welches er
Ihm durch ein bloßes Ungefähr
Aus Unenthaltsamkeit gegeben.
Für seine Sorge, seinen Fleiß?
Den übt auf der Natur Geheiß
Das wildste Thier, und fodert von dem Sohne
Kein Opfer, keinen Dienst zum Lohne.
Sein Schluß: der volle Wuchs zerreißt durchaus ein Band,
Das auf bestimmte Zeit bestand."

So tilgte der Sophist den Zweifel bey dem Frechen,
Und reizte selbst den Guten zum Verbrechen.

Voll seines nahen Ruhms und Glückes eilt er nun
Dem reichen Leipzig zu mit raschem, festem Schritte.
Ein Hüttchen steht am Weg, und reizt ihn auszuruhn.
Er tritt hinein. In des Gemaches Mitte
Steht ein erhabnes Bett, auf dem ein Alter sitzt.
An seiner Tochter Brust, dem Küssen aufgestützt,
Liegt sein entfärbtes Haupt. Die Zweyte, von der Linken,
Reicht ihm gemischten Wein zu trinken.
Die Decke, welche sie vierfach zusammen schlägt,
Wird von der Dritten um den kalten Fuß gelegt.
Mit tücht'gen Stämmen auf dem Rücken
Kömmt aus dem Walde gleich der Sohn des Kranken an.
Der Schwiegersohn, der ältsten Tochter Mann,
Haut auf dem Blocke sie zu Stücken,
So wie der enge Herd sie fassen kann.
Die alte Mutter sitzt, und wartet bey dem Feuer
Des Breyes, den sie langsam sprudeln läßt.
Sie hält den frohen Blick auf ihren Kindern fest:
Die guten Seelen! Wenn auch mich die Kraft verläßt,
So pflegen sie auch mein; auch ich bin ihnen theuer.

Der Tochter Knabe, dem der dritte Sommer glüht,
Der die Geschäftigkeit des ganzen Hauses sieht,
Und sie nicht theilen kann, eilt sinnreich hin, dem Alten
Den kleinen Vogel darzuhalten,
Sein Liebstes in der Welt. Er sieht die Mutter an,
Stolz, daß auch er den Greis erfreuen kann.

Mein Autor sitzt und wölbt die Augenbraunen.
Auch wider Willen mischt sich Ehrfurcht zum Erstaunen.
Die Wange glänzet ihm von süßen Thränen naß.
Wie? ruft er: Vorurtheil und Thorheit wäre das?
Dieß ist der Trieb, den ich zu tilgen suche?
Der Thor bin ich! Gefühl, du siegest! Ich verfluche
Den lasterhaften Wahn. Ins Feuer mit dem Buche!

v. Nicolay.

Der Elephant.

Ein Elephant, geneigt zu Grillen,
Nahm sich auf Ein Mahl vor den Willen
Des Leiters nicht mehr zu erfüllen;
Und als ihm der, vom hohen Sitz herab,
Den Stachel, doch nur sanft, zu fühlen gab,
Gerieth er gar in Wuth. „Wie? denken sie, die Schwachen,
Zu feigen Sklaven uns zu machen?
Liegt in der Stärke nicht fürs thierische Geschlecht
Ein deutlich, unverjährbar Recht?
Herab mit ihm! Kein Elephant vertrage
Hinfort der tollen Herrschaft Plage!"

Gesagt, gethan. Sein Rüssel fährt zurück,
Umschlingt des Führers Leib, reißt ihn von seinem Throne,
Und schlägt ihn an ein Felsenstück.
Des Führers Schwester, Weib und Tochter, nebst dem Sohne,
Des Mordes Zeugen, werfen sich
Vor dem Ergrimmten auf die Erde,
Und rufen mit verzweiflender Geberde.
Sieh, Wüthrich! elend sind wir alle nun durch dich;

Zertrit auch uns.—Der Leser fühlet
Auch ohne meinen Wink genug,
Auf welche Nation bisher das Beyspiel zielet,
Und er erkennt sie Zug vor Zug.
Hier aber trennt sich ihr Betragen
Von dem des wilden Thiers. Großmüthig, edel, klug,
Schämt sich der Elephant ob den gerechten Klagen;
Er weint in des Erschlagnen Blut,
Fühlt die Gefahr zaumloser Wuth.
Den Weinenden den Schaden zu vergüten,
Umfaßt er sanft des Führers Sohn,
Hebt ihn auf seines Vaters Thron,
Und trägt ihm auf, ihm zu gebiethen *).

O Schande für die Nation!

v. Nicolay.

*) Siehe Buffons Naturgesch.

Der Kater und der Wetterhahn.

Ein junger Kater sah den goldnen Wetterhahn,
Der auf dem Thurme stand, für wahr und lebend an.
„Welch schöner Wuchs! wie glänzend sein Gefieder!
Das wär' ein Bissen! doch er regt sich nicht.
Wie kömmt es?"—Zephyr haucht, indem er dieses spricht,
Und kreischend dreht der Hahn sich hin und wieder.

Entschlossen schleicht nunmehr der Held
Sich in den Thurm, besteigt durch eine Lücke
Des hohen Daches steiles Feld,
Erreicht den Gipfel nun, ballt sich; mit stierem Blicke
Belauert er den Hahn, der, steif und ungestört,
Ihm bald den Kopf und bald den Hintern kehrt,
Nun spitzt der Kater seine Klauen,
Versucht es, sie dem Hahn ins Fleisch zu hauen.
Umsonst. Die Klauen fassen nicht.
Des Irrthums überzeuget, spricht
Zuletzt der Kater: „Wie? von unten schien der Wicht

So rasch und fett. Ich wagte seinetwillen
Das Leben gar. Ich Thor! er taugt ja nur
zum Trillen."

Wie mancher hoher, goldner Mann
Ist, nah gesehn, ein platter Wetterhahn!

v. Nicolay.

An einen
Apoſtel des Reichs der Finſterniß.

Il y aura toujours des barbares et des fourbes, qui fomenteront l'intolérance.

VOLTAIRE.

Ruhmwürdigſter Vertheidiger der Schaaren
Der wackern Volksverfinſtrerzunft,
Der Sie, der nahen Wiederkunft
Der goldnen Zeit der Hunnen und Avaren
Sich freuend, raſtlos ſind, die Fackel der Vernunft,
Weil Schwindelköpfe ſie ſtatt eines Brands mißbrauchen,
Mit vollen Backen auszuhauchen!
Freund und Patron der Geiſtesbarbarey!
Iſt's, während Sie ſich friſchen Athem ſammeln,
Erlaubt, ein Wörtchen oder zwey
Zu Gunſten der Vernunft zu ſtammeln?

Nun denn, mein Herr! die Frucht, die goldgeſtreift
Am Baume der Erkenntniß reift,
Bleibt, wenn Ihr Mund (weil, wie ich glaube,
Sie Ihnen, wie dem Fuchs die Traube,
Zu hoch hängt) auch als Gift ſie zu verſchreyen ſucht,

Doch immer eine Götterfrucht,
Die Herz und Geist von bösem Unrath reinigt,
Und Wohlgeschmack mit Heilsamkeit vereinigt.

Verdauen Sie und Leutchen Ihrer Art
Aus Ungewohnheit sie zu hart,
Besorgen Sie davon Erbrechen, Blähung, Fieber
Und Durchfall, ey wohlan, mein Lieber,
So lassen Sie sie ungepflückt!
Ein Mann mit einem schwachen Magen
Thut wohl, der Speise, die ihn drückt,
Ist's gleich Ambrosia, auf immer zu entsagen.
Mir aber, der ich stets Gedeihn und Wohlbehagen
An dieser Nahrung fand, mir, bitt' ich, den Genuß
Der süßen Frucht nicht zu verderben.
Enthält sie, wie Sie drohn, ein leidig Gift, und muß
Ich ohne Rettung dran des bittern Todes sterben,
So sey's! der Schaden ist nicht groß:
An Leuten meines Schlags gebricht es nicht auf Erden,
Und, wohlgemerkt! Sie und die Dummheit werden
Dann eines Widersachers los.

J. F. Ratschky.

K. k. Theater.

(Fortsetzung.)

Ich nenne aber schöne Kunst die Kunst des Genies, einer unerklärbaren Geistesanlage, die sich im Geistigen ihrer Producte offenbart, vor allen Regeln hergehet, und durch keine Regeln und keinen Fleiß ersetzt werden kann. Ein Werk der schönen Kunst ist das Product des Genies, ein schönes Ganzes sinnlicher Darstellung, welches den Verstand und die Einbildungskraft in ein wohlthätiges Spiel setzt, und hierdurch zugleich das Herz rührt und in Bewegung bringt. Ein Genie, in so fern es Kunstwerke hervor bringt, heißt Künstler; wozu außer der Naturanlage noch viele Übung und auch Regeln gehören, wiewohl Regeln, die das Genie selbst gegeben hat, oder, was Eines ist, die von den musterhaften Producten desselben abgezogen sind. Man

kann etwas Schönes machen, ohne ein Genie oder ein Künstler zu seyn; sonst wäre der Mann, der eine reine Farbe aufzutragen versteht, auch ein Künstler: aber man kann kein Werk der schönen Kunst hervor bringen, ohne beydes zu seyn. Daß nun der gemeine Tanz, oder das gekünstelte Spiel mit den Bewegungen der Füße, keine solche schöne Kunst sey, ist klar. Er stellt kein Ganzes dar, daß im Genuße die beschriebenen Wirkungen hätte; was er darstellt hat keinen Geist, und wirkt nicht auf den Geist; es ist eine Ergetzung der Augen, und bleibt da. Auch wird, um es in dieser Kunst weit zu bringen, so wenig diejenige unerklärbare und seltene Geistesanlage, welche Genie heißt, erfordert, daß man vielmehr von jedermann, der nur gesunde und gelenke Glieder hat, (ein Talent, welches so viel ich weiß, bisher noch niemand mit dem Nahmen Genie beehrt hat), verlangen, und, wenn es Noth thäte, es ihm sogar befehlen könnte, in einer bestimmten Zeit ein großer Tänzer zu werden. Die

gemeine Tanzkunst, da sie keine Kunst des Genies und in ihren Darstellungen ohne Geist ist, wird also wohl zu den mechanischen Künsten gehören, und auch unter diesen keine der ersten Stellen einnehmen, indem es bey ihr, nicht wie bey den meisten übrigen auf Nutzen und Nothwendigkeit, sondern lediglich auf ein ziemlich schales und entbehrliches Vergnügen abgesehen ist.

Daß die Kunst der M. Vigano keine Kunst ist, die der Nächste der Beste mit Hülfe seiner geraden Gliedmaßen, und wären sie auch um vieles schöner gebaut als die ihrigen, erlernen kann, dieses glaube ich voraus setzen zu dürfen. Daß in dem, was wir von ihrer Kunst gesehen haben, ein Geist ist, der in den unsrigen gleichsam übergeht und ihn belebt; daß es die Einbildungskraft und das Herz auf das lebhafteste rührt; daß es mehr als gefällt, daß es bezaubert: dieß haben wir empfunden. Ihre Kunst wird demnach eine schöne Kunst seyn. Allein was für eine Kunst ist es denn? Hat sie keinen

Nahmen, und ist sie etwa gar neu erfunden worden?

Erfunden für's Erste nun gewiß nicht; denn sie ist, wo nicht die älteste, so doch Eine der ältesten. Aber auch nicht so eigentlich wieder aufgefunden; denn sie ist nie ganz verloren gegangen. Die Griechen hatten sie in ihrer Vollkommenheit unter dem Nahmen des—Tanzes: des Tanzes, nicht der Pantomime. Der Tanz war ihnen das freye Spiel mit der Schönheit der Formen, so fern es an sich gefällt und nichts bezeichnet; die Pantomime das Spiel der Geberden, so ferne sie etwas bedeuten. Die Pantomime ist im Grund eine Sprache, und keine schöne Kunst; sie kann das Vehiculum einer Kunst werden, wie die Rede das Vehiculum der Dichtkunst ist. Ob es eine solche schöne Kunst, Pantomime in engerer Bedeutung, gebe, will ich hier nicht untersuchen. Genug, daß der Tanz und die Pantomime dadurch hinlänglich, man könnte sagen specifisch, unterschieden sind, daß diese immer spricht und etwas bestimmt bezeichnet,

jener hingegen nicht. Man könnte die Pantomime überhaupt die Sprache der Geberden, die Pantomime in engerer Bedeutung die Poesie derselben, und den Tanz die Musik der Geberden nennen. Das, was diese Arten gemeinschaftlich haben, ist, daß sie durch den Wechsel der Gestalten, so wie Poesie und Musik durch den Wechsel der Töne, wirken. Auch unterstützt die Pantomime den Tanz ungefähr so, wie die Dichtkunst die Musik; der Tanz wird durch sie sprechender. Nur Pantomime wird er dadurch nicht, so wenig als die Musik dadurch Poesie wird, daß ihr ein Text untergelegt ist.

Man hat von M. Vigano ziemlich allgemein gesagt, ihre Stärke liege in der Pantomime, nicht im Tanze. Nach dem, was ich bis jetzt von ihr gesehen habe, kann ich dieses nicht einmahl zur Hälfte nachsagen. Die beyden Pas de deux sind beynahe nichts als Tanz. Diese schwebenden Stellungen, diese Wendungen, die so allgemein bezau-

bern, was für einen bestimmten Ausdruck haben sie, daß man sie zur Pantomime rechnen könnte? Es sind freye Schönheiten, die an sich gefallen und nichts bezeichnen; also gehören sie zum Tanze. In dem Ballette, das man uns von Hrn. Vigano versprochen hat, wird sie sich in der Mimik mehr zeigen können. Bis jetzt kennen wir sie mehr als Tänzerinn; so wenigstens würden die Alten und—Noverre nach ihnen geurtheilt haben.

Noverre, dem man zugeben wird, daß er sich auf seine Kunst verstand, Noverre dachte von dem tändelnden, gezierten, peinlichen Spielwerk mit den Füßen um nichts besser. Auch ihm war der Tanz das schöne Spiel mit den Bewegungen des ganzen Körpers, nicht der Füße allein. Haben meine Landsleute ihn und seine Grundsätze so bald vergessen? Ich habe von seiner Kunst wenig genossen. Allein nach dem, wie ich ihn aus seinem Ruhme, und schon allein aus seinem vortrefflichen Buche über den Tanz, kenne, hätte ich vermuthet, daß es einem Publicum,

das ihn und seine Ballette gesehen hat, weniger schwer werden sollte, einer Künstlerinn, die es so ganz nach Noverrischen Grundsätzen ist, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Ich habe mich ziemlich lange bey M. Vigano verweilt. Sie verdient es wohl; wenigstens ist sie die erste, die einem großen Theil des Publicums den reinen Genuß einer schönen Kunst im Tanze gewährt hat.—Wir haben das beliebte Pas de deux noch ein Mahl gesehen; man läßt uns fürchten zum letzten Mahl. Zwar sollen wir bald etwas Neues sehen; etwas Neues, und etwas Größeres. Allein das Neuere ist nicht immer das Bessere, und das an sich Vortreffliche kann durch nichts, auch durch das Vortreffliche selbst nicht, ersetzt werden.

Dieses Pas de deux, welches das beliebte heißt, und das, wenn meine liebe Vaterstadt der Ort wäre etwas berühmt zu machen, schon das berühmte heißen sollte, ist ein Meisterstück, beydes, an Erfindung und

Ausführung. Wenn ich auch sonst nichts mehr von Herrn Vigano sehen sollte, so würde ich doch schon wegen dieses Tanzes allein behaupten, daß er die Composition seiner Kunst versteht, und darin vieles zu leisten im Stande seyn muß. Da ist nichts zu wenig oder zu viel; nichts ist leer, und alles steht an seiner Stelle. Es ist der vortrefflichste Wechselgesang auf einen schönen Text, den die Pantomime mit wenigen, aber starken Zügen ausdrückt. Seine Frau ist hier ganz in ihrer Sphäre: die Arkadische Schäferinn, die sich in Amors Tempel zu einer seiner Schwestern entzückt hat. Es sind nicht die Füße, nicht die Arme, die an ihr spielen; es ist der ganze Körper, den ein lebendiger Geist beseelt. Da sind keine Künsteleyen, keine Schnörkel, keine Überladungen. Nur um die Darstellung eines schönen Ganzen ist es ihr zu thun. Ihr Tanz ist sprechender als die Musik, und öfters beynahe so sprechend als die Poesie. Nur einige Mahle verliert sie sich noch unter das Recitativ; sie singt nicht mehr, sie declamirt nicht mehr: sie redet

die Sprache des gemeinen Lebens. Dieser Sprung ist kühn, fast zu kühn; aber selten, und an seinem Orte angebracht, kann er seine Wirkung nicht verfehlen.—Ich erschrak, als ich jemanden neben mir von dem Spiele dieser Frau den Ausdruck bas-comique brauchen hörte. Nun wahrhaftig! Ich wäre begierig, die Vorstellungen solcher Leute vom Erhabenen kennen zu lernen. Sie müssen über alle Beschreibung seyn. Meine Einbildungskraft trägt mich nicht so hoch.

Den 24. gab man des Beaumarchais Meisterstück: den Barbier von Sevilien. —Ich kenne keinen Schauspieldichter unter den Franzosen, der die Eigenheiten des Französischen Geistes in einem so glänzenden, von den natürlichen Flecken desselben so wenig getrübten Licht zeigte, wie Beaumarchais. Es begegnet ihm nicht nur niemahls etwas Albernes zu sagen; es geschieht ihm auch nur höchst selten, daß er etwas Frivoles sagt. Seine Characters sind, den Comthur ausgenommen, beynahe die einzigen auf

der Französischen Bühne, die wahre Individualität haben. Seine Menschen scheinen nicht bloß zu leben; sie leben wirklich.

Bey der hiesigen Vorstellung hätte man vieles zu wünschen. Es fehlt wenig, daß das Stück nicht langweilig wird. Figaro und lange Weile: das ist arg! Unser Almaviva ist zu wenig Cavalier; und also noch weniger der Spanische oder Französische, und also am wenigsten—der Graf Almaviva. Der Schauspieler scheint unter andern in einer gewissen Scene nicht genug in Acht genommen zu haben, was ihm Beaumarchais im ersten Aufzug von der ivresse du peuple in den Mund legt; er hat in der That diese und keine andere. Figaro selbst ist nicht sehr kenntlich.—Beym Bartholo traf ein, was man vermuthen konnte. Die Rolle ist nicht für Herrn Kloß. Bartholo muß kein so widriger Mensch seyn, wenigstens für's Publicum nicht; für die Donna Rosina kann er's immerhin seyn. Ein ärgerlicher Mensch ist er wohl, aber kein widriger; so einen

muß kein Künstler darstellen wollen.—Noch Eins! Warum kommt es bey der Barbier-Scene bis zum Einseifen? Devant les Dames? fi donc! Rosine protestirt in der Comödie doch selbst dagegen. Der Wink gilt den Schauspielern mit.

Das Ballett des Hrn. Vigano ist auf Morgen angekündigt. Es heißt Raul de Crequi. Das Programm ist gut geschrieben, und mit einer Art von Trockenheit, die Vorreden und Ankündigungen recht artig läßt. Der erste Stein des Anstoßes, dem der Virtuose auszuweichen hat, ist immer die Frage im Munde des Publicums:

Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?

Den 25. Junius.—Wir haben das Ballett gesehen. Es ist, wie man versichert, nicht neu, sondern schon vor einigen Jahren in Paris gespielt worden. Der Stoff, behauptet man, sey aus einem Singspiele genom-

men.—Die erste Rolle tanzt Hr. Marsigli, der im Endymion wenig gefiel; eine der nächsten hat Hr. Aichinger, der in den Muzzarellischen Balletten nur ein Figurant ist. Mlle. Mariatti ist die einzige Tänzerinn von Bedeutung, die dabey erscheint. Von den Decorationen sieht nur die zweyte ganz neu aus, und diese ist befremdlich, und verstößt gegen den herrschenden Geschmack. Die Kleidung ist nicht Griechisch, auch nicht Orientalisch, das heißt, sie ist weder sehr reitzend, noch sehr prächtig. Madame Vigano selbst steckt in einer Schnürbrust, und hat eine Schürze vor. Sie spielt ein Bürgermädchen aus der untersten Classe; Hr. Vigano stellt ihren Bruder vor. Es scheint nichts übrig zu seyn, als hinzu zu setzen: Das Ballett ist sehr mittelmäßig, es gefiel wenig, und erweckt keine große Meinung von Hrn. Vigano's Talenten.

Allein es gefiel; ohne alle unsre ersten Tänzer und Tänzerinnen, ja ohne die Groteschi sogar, gefiel es mehr, als irgend

eines, das wir in neuerer Zeit gesehen haben. Noch mehr, man kann behaupten, (und dieses ist viel!) daß es unter Hr. Vigano's Direction auch ohne seine Frau gefallen hätte. — Es ist etwas Anderes, ein Meisterstück hervor bringen, das seiner selbst wegen da ist, und worin man den Künstler gerade dann am meisten ehrt, wenn man ihn darüber vergißt; und ein Probestück liefern, das größten Theils nur des Meisters wegen da ist, und woraus man ihn und seine Fähigkeiten erst einiger Maßen kennen lernen soll. Bey jenem wird viel voraus gesetzt, der tauglichste Stoff, die besten Hülfsmittel, die freyeste Muße; bey diesem gewöhnlich von alle dem nichts. Bey jenem hat man das Recht nichts zu verzeihen; bey diesem ist es billig, gegen vieles Nachsicht zu haben. Was würde Praxiteles hervor gebracht haben, wenn man ihm ein Stück ungeschlachtes Holz vorgelegt hätte, um in einigen Tagen eine Venus daraus zu machen? Seine Knidische Göttinn nun wohl gewiß nicht; aber doch immer noch ein Werk, woraus

vielleicht Kenner den künftigen Schöpfer des vergötterten Meisterstückes hätte errathen mögen.

Es fehlt viel, daß man den Raul von Crequi ein Meisterstück nennen könnte. Als ein Probestück indessen, und wenn man alle Umstände erwägt: die Kürze der Zeit, die tausend inneren und äußeren Hindernisse, ist es mehr, als man nur erwarten konnte. Man findet in demselben die Idee des Ballettes, wenn schon nicht völlig erreicht, doch mit kenntlichen Zügen angezeigt: ein schönes, stätiges Ganzes wandelnder Gemählde. Vom Größten bis zum Kleinsten hat Hr. Vigano nichts außer Acht gelassen, um, so viel an ihm lag, dem großen Endzwecke seiner Kunst nahe zu kommen, einem Endzwecke, der kein geringerer ist, als die Mahlerey über ihre Grenzen zu erweitern, und das Coexistirende in einer fortschreitenden Composition darzustellen.

Es liegt wenig daran, wem die Ehre ge-

bührt den dichterischen Stoff geliefert zu haben; sie ist so beneidenswerth nicht, diese Ehre. Es wäre zu wünschen, daß jedem Ballette irgend eines von den Meisterwerken der Dichtkunst zum Grunde läge. Die Kunst des Ballettmeisters ist Composition, nicht mehr und nicht weniger als die Kunst des Capellmeisters. Der Eine wie der Andere componirt nach einem Texte; ob dieser Text von ihm ist, fragt niemand; aber der Mann von Geschmack fragt wohl, ob er gut ist. Noverre hat sich in einigen Balletten von ganz eigener Erfindung gezeigt; sie waren vortrefflich: allein er wäre Noverre geblieben, wenn er auch nie eines von ganz eigner Erfindung auf die Bühne gebracht hätte, und er würde es schwerlich gethan haben, wenn er in den Dichtern nur immer hätte finden können, was er suchte. Die Erfindung des Ballettmeisters fängt an, wo die Erfindung des Dichters zu Ende gehet. Die bildenden Künste copiren nicht, wenn sie den Spuren der redenden folgen. Es ist eine ungeheure Kluft zwischen beyden, welche auszufüllen, ohne

einen großen Aufwand von Erfindungskraft, nicht möglich ist. Man mahlt Dichter nicht aus, wie man sie ausschreibt, auf der Bühne so wenig als auf der Leinwand; und wer aus ihnen mahlt, thut es seiner Originalität unbeschadet. Dieß scheinet an sich klar; einer der ersten Kunstrichter unter den Neuern hat es mit ungemeinem Scharfsinn bewiesen*). Es kann den Künsten nicht anders als zuträglich seyn, wenn man das Genie warnet, seine Kräfte nicht außer dem Gebiethe seiner Kunst zu verschwenden.

Die Musik des Ballettes ist ebenfalls von Herrn Vigano. Sie ist schwach. Mich wundert es nicht, und ich wette, er hält selbst wenig davon. Was fordert man denn alles von der Kunst eines Ballettmeisters? Er soll der größte Dichter, der größte Mimiker, der größte Mahler, der größte Musiker, und warum nicht eben so wohl auch der größte

*) Lessing im Laokoon.

—Schneider seyn. Ein Mensch kann nur in Einer Kunst groß seyn; wer sich einbildet, es in mehreren zu werden, bleibt gewiß in jeder ein Stümper. Man gebe Hrn. Vigano einen Compositor zu, wie Noverre an Granier, an Aspelmayern, an Starzern hatte, und er wird nicht genöthigt seyn, sich seine Musik selbst zu machen.

Die Ausführung des Ballettes verdient alles Lob. Man merket es dem geringsten Figuranten an, daß er, wenn schon nur wenige Tage, in Herrn Vigano's Schule gewesen ist.—Mde. Vigano erhält sich mit einer bewundernswürdigen Mäßigung in ihrem Character. Keine ihrer Bewegungen hat etwas von der hohen Grazie an sich, die ihr Spiel in dem Pas de deux auszeichnet, und doch ist jede derselben unnachahmlich schön. Sie verschmäht es, uns zu bezaubern, weil es über ihre Rolle wäre, mehr als reitzend zu seyn. Wie wahr und lebendig ist ihre Pantomime! Ihr Horchen, ihr Staunen, ihre Furcht, ihr Gebeth, ihre

Freude! Wie sprechend ist alles! Es kann keinen reineren Ausdruck der Empfindung sehen.—

Das Publicum war mit dem Ganzen sehr wohl zufrieden. Es scheinet ziemlich die allgemeine Stimme zu seyn, wenn man sagt: Ein Ballett mit Vigano, oder gar keines! Das wahrhaft Schöne wirkt doch überall und zu allen Zeiten, und das Schlechte und Mittelmäßige kann nur gefallen, bis dieses erscheint.

Den 5. Julius: die Adelsucht, hierauf: die Geschwister.— Mademoiselle Rösler betrat die Bühne zum ersten Mahl als Marianne in den Geschwistern. Diese liebenswürdige Production des großen Mannes scheint dazu bestimmt zu seyn, uns mit hoffnungsvollen Schauspielerinnen bekannt zu machen. Mademoiselle Eichinger, die Stiefschwester der Mlle. Rösler zeigte sich in derselben Rolle. Wenn wir unsere Meisterstücke so selten zu Gesicht bekommen, so

ſcheint es wenigſtens nicht die Schuld der Schauſpieler, als ſolcher, zu ſeyn. Es wird nicht leicht einer, der es über das Mittelmäßige zu bringen denkt, in einem andern als in einem Meiſterwerke zuerſt auftreten. Außer dem Grunde, daß er ſich nirgend ſo gut zeigen kann, hat er noch einen andern, der nicht weniger wichtig iſt: nähmlich, daß man ihn nirgend ſo gut zu beurtheilen im Stande iſt. Von den Werken des Genies wird voraus geſetzt, daß wir ſie geleſen, daß wir ſie oft geleſen haben, und daß ſie uns immer gegenwärtig ſind. Nichts von dem Studium, von dem Fleiße, welchen dem Schauſpieler oft die kleinſte Stelle gekoſtet hat, geht verloren; wir bemerken alles, und der Künſtler wird für alles belohnt.

Es gibt kaum eine Rolle, die mehr dazu gemacht wäre das Talent einer jungen Schauſpielerinn zur Darſtellung naiver Charactere und Situationen auf die Probe zu ſtellen, als die der Marianne. Die Situation ſcheint pathetiſch, und welche junge Actrice möchte nicht gern pathetiſch ſeyn?

Marianne ist ein im höchsten Grade harmloses, genügsames, heiteres, in sich selbst glückliches Geschöpf. Sie hat das nicht, was man insbesondere Lebhaftigkeit nennt, und am allerwenigsten muß sie eine kindische Lebhaftigkeit zu haben scheinen. Den kindlichen Sinn hat sie, den reinen, heiteren Sinn der ungestörten Offenheit und Unschuld; aber ja nichts Kindisches. Die Gemüthsstimmung der beyden Männer ist mit der ihrigen verwandt. Alle sind so stille, in sich selbst wohnende und sich selbst genießende Menschen. Der Unterschied ist, daß Marianne aus diesem glücklichen Seelenzustand gar nicht heraus gegangen, und die beyden Männer sich in denselben nur zurück gezogen haben. Wilhelmen hat die Erfahrung und die Empfindung, Fabricen die Erfahrung und der Verstand zurück geführt. Jener wird daher die meiste Innigkeit, dieser die meiste Trockenheit zeigen; Marianne ist ganz unverfälschte Natur. —Wenn sich drey Schauspieler fänden, diese äußerst feine Gruppe so rein aufzufassen und darzustellen, als sie Göthe, so viel mir

bekannt ist, der größte Meister in der Gruppirung der Charactere, gedacht und mit den zartesten Conturen bezeichnet hat, welch einen Genuß müßte dieß gewähren!

Daß unsere Schauspieler diese Idee nicht so ganz erreicht haben, ist kein Wunder; genähert haben sie sich derselben. Herr Lange, als Wilhelm, spielt vieles unverbesserlich; nur hin und wieder declamirt er mir zu viel, und tritt zu sehr aus sich selbst heraus. Ich weiß wohl, daß ihn der größere Theil des Publicums da am liebsten hat; es möchte ihn immer in Feuer und Flammen sehen; allein ein Künstler, wie Herr Lange, ist dazu gemacht, den Geschmack des Publicums zu stimmen, und nicht sich von demselben stimmen zu lassen. Herr Dauer zeigte sein gewöhnliches Studium in der schweren Rolle des Fabrice. In den Scenen mit Wilhelm gefällt er mir jedoch weniger. Ich weiß nicht, aber mir war, als ob diese zwey Leute nimmermehr Freunde seyn könnten; einige Mahl schien er Wilhelmen gar

zum Besten zu haben. Vielleicht sind seine etwas widerspänstigen Gesichtszüge daran Schuld, daß er öfters etwas anders darstellt, als er es, seiner Einsicht nach zu urtheilen, gedacht haben muß. Es gibt überhaupt vieles in den Künsten, wovon zu gelten scheint, was Macbeth von gewissen Handlungen sagt:

Strange things—that will to hand,
Which must be acted, ere they may be scann'd.

Auf dem weiten Umwege durch den Verstand verunglücken diese seltsamen Dinge oft.

Mlle. Rösler ward mit großem Beyfall aufgenommen. Ich fürchte, ein Theil dieses Beyfalls könnte ihrer Kunst nachtheilig werden. Sie sagte manches offenbar falsch, aber mit einer gewissen Wärme, die allezeit beklatscht wird.—Indessen hat sie Anlage, und ich glaube, eine mehr als gemeine Anlage. Ihre Figur und ihr Organ ist angenehm; sie zeigt Empfindung, und ihr Gesicht, so wie ihre Stimme, ist fähig den

Ausdruck der Empfindung anzunehmen. Das Spiel ihrer Arme ist noch zu gehäuft, und nicht bedeutend genug; auch ihre Declamation hat noch wesentliche Fehler. Vor allem aber muß sie ihre Sprache zu verbessern suchen. Ein gutes Deutsch zu sprechen, ist das Geringste, aber zugleich das Unerläßlichste, was man von einem Deutschen Schauspieler fordern kann. Man sagt nicht, manichmahl, Schmeichelkätzichen, Geschwistert u. dergl.—Diese Fehler sind nicht klein; allein es sind alles doch Fehler, die sich ablegen lassen. Wenn Mlle. Rösler die Bescheidenheit und den Fleiß wirklich hat, auf welchen sie Anspruch zu machen scheint, so kann es kaum fehlen, daß sie nicht eine vorzügliche Actrice werden sollte; und dieß um so mehr, da sie so glücklich ist, die Freundschaft einer der ersten Schauspielerinnen Deutschlands zu besitzen.

Den 9. Julius spielte Herr Kloß den alten Abslut in Sheridan's Nebenbuhlern. Den 11. trat Mlle Buteau als Franzisca

in Lessings Minna noch ein Mahl auf. Dem Herrn Kloß so wohl als der Mlle. Buteau glückte diese ihre dritte Vorstellung besser als die beyden ersten. Mlle. Buteau wurde gerufen *).

Den 8. Julius wurde l'Incanto superato, Favola romanesca per Musica in due atti aufgeführt. Der Gedanke, wieder ein Mahl eine Oper in dem ihr so eigenen Lande der Feerey spielen zu lassen, ist gut. Aber der Gedanke ist es auch allein. Die Ausführung ist erbärmlich. Falsirena erhielt die magische Gewalt und die Macht Männerherzen zu fesseln nur unter der Bedingung, daß alle ihre Liebhaber in Statüen oder Bäume verwandelt würden. Viele Ritter werden es wirklich, und müssen diese Gestalt durch hundert Jahre behalten, wenn

*) Bis hierher sind alle Theater-Nachrichten im gegenwärtigen und dem vorigen Stücke von der Hand eines gefälligen Freundes, der diese Mühe in meiner Abwesenheit übernahm.

A.

nicht ein Talisman unter einer Myrte weggenommen wird. Diese Ritter zu befreyen langt ihr Freund Oliviero im Geleite der guten Fee Logistilla und seines Knappen Carotta auf der Insel Falsirenens glücklich an. Er und sein Knappe dürfen sich weder in sie verlieben, noch den ganzen Tag über eine Speise zu sich nehmen. Das Letzte bringt den Sancho in eine große Verlegenheit, woraus er nur durch ein Wunder Logistillens gezogen wird. Sie läßt aus dem ihm vorgesetzten Topfe eine Schlange heraus steigen, und verderbt so dem Gefräßigen allen Appetit. Die Stürme auf das Herz schlägt Carotta leichter ab, als die Stürme auf den Magen. Das Gegentheil geschieht bey seinem Herrn. Dieser widersteht zwar den ersten Lockungen der Fee; als sie aber in einer andern Kleidung erscheint, hätte er sich ohne Logistillens Warnung verplämpert. Die Kleidung, in der sie erscheint, ist die eines Gärtnermädchens und ihr angeblicher Nahme Lesbia. Sie bittet um Schutz wider einen Ritter, der ihr Liebe abzwingen will. Olivie-

ro verspricht mit ihm zu kämpfen, und bald erscheint sie selbst als dieser Ritter. Ihre Bedingungen lauten so: „Wenn du siegest, „so bin ich dein Gefangener. Siege ich, so „bist du der meinige, und Lesbia, die Ur„sache unsers Streites, werde ruhig von „dem Sieger geliebt." Nun hätte Oliviero dieser listigen Rabulisterey durch ein ganz einfaches Mittel entgehen können. Er hätte nur erklären dürfen, er nehme diese Bedingungen nicht an. Allein der Faden durfte noch nicht reißen. Sein Knappe also streitet mit Falsirenen, die, durch Logistillens höhere Kunst getäuscht, ihn für seinen Herrn ansieht; der aber indessen und die Fee schaffen den Talisman weg. Sogleich erscheinen die Verzauberten in ihrer vorigen Gestalt, der Garten Falsirenens verschwindet, ihr Gefolge ist in Verzweiflung, sie selbst eilet in einem Drachenwagen durch die Luft, die Ritter mit Logistillen in das Schiff.

So ist der Plan, und nun vollends die Sprache! Obwohl die Feerey eine edlere zu-

gelaſſen, ja erfordert hätte, ſo legt doch der Poet folgendes Chor den verzauberten Rittern in den Mund;

Se svelli frutto o ramo,
Tu svelli membra umane,
E sei peggior di cane,
Se tu non senti orror.

Die Muſik iſt von Hrn. Sießmayer, einem Schüler Salieri's und geſchickten jungen Manne, der ſich zuerſt durch die auf dem Wiedner Theater gegebene Cantata Moſes dem Publicum empfohlen hatte. Die Muſik der Oper gefiel theilweiſe, doch der erſte Act mehr als der zweyte. Im artigen Terzette zwiſchen Falſirena, Oliviero und Carotta glaubte ein Kenner viele Ähnlichkeit mit einer Stelle in Nannerina und Pandolfino zu bemerken. Die Arie des Carotta bey der Tafel fand allgemeinen Beyfall. Auch hob ſie der vortreffliche Herr Benucci durch Geſang und Spiel. Hr. Maſſoli entzückte an mehreren Stellen durch ſeine Kunſt, und man vergaß hierbey, wie wenig ihm die

Ritterkleidung ließ. Desto besser ließ die Feenkleidung der Madame Tomeoni, zu welcher doch der moderne Fächer nicht paßte. Sie sang und spielte so gut, als es ihre fade Rolle zuließ. Dennoch wird sich die Oper wohl nicht lange erhalten, ein Schicksal, das sie mit allen Opern seit Matrimonio secreto her gemein hat.

Den 13. August: der Richter seines eigenen Fehlers, ein Mimenspiel mit Tänzen von Herrn Muzzarelli.

Warum Herr Muzzarelli dieses Schauspiel nicht ein Ballett nannte, weiß ich nicht. Wenn auch die Pantomime länger als in andern Balletten währet, was thut das zur Sache? Ein so geringer Umstand ändert die Gattung nicht, und nur für eine andere Gattung gehört ein anderer Nahme. Doch um Nahmen wollen wir nicht zanken, ja, wir wollen sogar dem Ballettmeister die Verbindung des Rührenden mit dem Comischen hingehen lassen, da selbst vortreffliche Dichter

sich dieses bey Schauspielen heraus genommen haben.

Der Stoff dieses Ballettes ist aus dem Romane Julia genommen.

Ein Edelmann will seine Tochter einem halb tauben, halb blinden Gecken verheurathen. Sie zeigt den größten Abscheu von dieser Heurath, der noch durch ihre Liebe zu einem artigen jungen Manne vermehrt wird. Alle ihre Bitten, alle Vorstellungen ihrer zärtlichen Mutter gehen bey dem eigensinnigen Vater verloren. Das Mädchen rettet sich durch einen Sprung aus dem Fenster. Sie kommt auf das Land, wo eben in einer Scheuer eine ländliche Hochzeit gefeyert wird. Man giebt ihr Schutz, und verbirgt sie bey den Nachsuchungen ihrer Familie. Ihr Geliebter folget ihr, und der Verwalter, der zugleich der Brautvater ist, nimmt sammt seinen Kindern lebhaften Antheil an ihrem Unglücke. Er sinnet, wie er sie glücklich machen könne, und kommt auf den Ein-

fall, sich mit einem häßlichen Alten zu Juliens Vater zu verfügen, ihm diesen als den Bräutigam seiner Tochter vorzustellen, und zu begehren, daß er, als Gutsherr, sie nöthige, ihrem Geliebten zu entsagen und den Alten zu heurathen. Das liebende Paar hingegen bittet ihn, sich ihrer anzunehmen und für sie zu entscheiden. Er thut es auch, wird hierdurch Richter seines eigenen Fehlers, legt ihn aber zugleich ab, und vereinigt seine Tochter mit ihrem Geliebten.

Mademoiselle Marianna Venturini und Herr Gechi spielen die Hauptrollen. Sie ist ein sehr schönes Mädchen, aber noch eine Anfängerinn; er ein geschickter Tänzer, aber nicht stark in der Pantomime, am wenigsten in der edlern. Seinem Gesichte fehlt es an Ausdruck, seinen Geberden an Würde. Die Zwischentänze sind nicht immer mit der Hauptfabel verbunden, und währen nach der ganzen Entwickelung zu lange. Der Uniform der Hausofficier ist von schlechtem Geschmacke. Grünliche Röcke und kothfarbe Westen mit

Gold! Noch abscheulicher sind zwey Hirtenpaare gekleidet, worunter Mademoiselle Arcielli sich befindet. Sie haben ein grünes Röckchen mit großen grauen Blumen, die kaum auf dem Schlafrocke irgend eines alten Landjunkers erträglich wären. Die zweyte Decoration, eine Scheuer, nimmt sich gut aus; desto schlechter die erste. Hat man je am Eingange in eine Sala terrena Ruinen angebracht? Durch die Fenster blicken die Bäume. Das wäre nicht zu tadeln, wenn die Fenster immer zu blieben. So wird aber eines sammt dem Baume aufgemacht. Noch muß ich erinnern, daß zu größerer Bequemlichkeit des Fräuleins, die hinaus springen soll, der Sessel schon am Fenster stehet. Dieses fällt um so mehr auf, da kaum ein Paar im ganzen Zimmer sind, und dieser also eigends zu dem Endzwecke hingestellt scheinet. Überhaupt gehet diese wohl erdachte Scene viel zu langsam. Würde sie eben so gut ausgeführt, als sie angelegt ist, gewiß, sie müßte eine große Wirkung thun. So aber thut sie fast keine. Man merket zu

deutlich, daß es dem Kammermädchen nicht recht Ernst ist mit dem Zurückhalten. Sie zaudert, bis sie zu spät kommt. Auch das Fenster, durch welches das Fräulein springet, sollte lieber an der Seite angebracht seyn, als im Hintergrunde, wo man bey einer so wichtigen Handlung nichts sieht, als den Rücken der Tänzerinn.

Mademoiselle Terzaga als Mutter machte es ziemlich gut. Der Verwalter aber, der an seinem Anzuge vielmehr einem Bauer glich, krümmte sich, als hätte er eine heftige Kolik. Ganz unausstehlich war die Figur des vermeinten Bräutigams. Schon in der Recension der Freywilligen ist Herr Muzzarelli gebethen worden, doch keine ekelhaften Gegenstände auf das Theater zu bringen. Er hat diese Bitte so wenig Statt finden lassen, daß er vielmehr hier als wirklich aufführet, was dort nur Verstellung seyn sollte. Glück zu! Aber auf diese Art wirkt man nicht auf das Herz, sondern auf den Magen der Zuseher, der, wenn sie ein solches Scheusal erblicken, sich umzukehren drohet. Noch et-

was muß ich hier bemerken, welches ich doch als zweifelhaft Hrn. Muzzarelli's eigenem Urtheile heimstellen will. Noverre, wiewohl er von dem Plane eines solchen Ballettes in seinen Briefen Meldung thut, hat doch nie gewagt, Tänzer in unserer Kleidung auf das Theater zu bringen. Die Ursache war vielleicht, weil wir durch unsere Kleidung zu sehr an unsere Sitten erinnert werden, mit denen sich der öftere Tanz nicht so wohl verträgt, als mit den idealischen Sitten der Schäferwelt. Herr Muzzarelli muß selbst so etwas Ähnliches empfunden haben. Warum hätten sonst er und Herr Gechi im letzten Acte Schärpen umgenommen? Freylich wurde das Übel, wenn eines vorhanden war, hierdurch nicht gehoben, sondern vergrößert; besonders da die Schärpe einem Tellertuche oder einem Verbande nicht unähnlich sahe. Auch nahm sie Herr Muzzarelli bey der zweyten Aufführung nicht mehr um.

Bey der dritten tanzte Herr Marsigli den Vater, und gefiel.

Doch meine Leser erwarten ohne Zweifel mit eben so viel Neugierde ein Urtheil über den Zweytanz des Herrn Volcani und der Madame Muzzarelli, als sie im Theater den Zweytanz selbst erwartet hatten. Ich will sie nicht länger aufhalten; doch muß ich fürchten, oder vielmehr ich darf hoffen, daß die Enthusiasten dafür und die Enthusiasten dawider meine Recension mit Unwillen oder doch mit Mißbilligung lesen werden: das allgemeine Schicksal der Gemäßigten (Modérés) und der sicherste Beweis, daß man die Wahrheit nicht verfehlt habe.

Einige Tage vor der Aufführung des Ballettes ging die Rede, dieser Zweytanz sey eine Parodie des Viganoischen. Man legte die Bitte sich hinweg zu begeben, die Herr Volcani und Madame Muzzarelli ihren Gespielen vorher thun, als einen Stich auf Herrn Vigano aus, weil dieser, wie billig, bey seinen Ballettproben keine Zuschauer duldet. Das Letzte lasse ich dahin gestellt, aber dem erstern glaube ich dreist widersprechen zu können. Herr und Madame Vigano soll-

ten nicht parodirt, sie sollten nachgeahmt, erreicht, vielleicht gar übertroffen werden. Herrn Volcani kennt man als einen vortrefflichen Tänzer; über dieß kommt ihm seine Figur und sein Gesicht zu Statten. Er mußte also jedem unbefangenen Zuschauer gefallen. Nur das Spiel mit dem Hute am Ende seines Alleintanzes hätte ich weggewünschet. So etwas muß mit viel Grazie gemacht werden, und Herr Volcani schien diese über der Schnelle des Tanzes ein wenig zu vergessen. Madame Muzzarelli hat an Geschicklichkeit der Füße und an Behendigkeit der Schritte gewiß wenige ihres Gleichen. Warum bleibt sie nicht bey ihrem Fache? Welch ein böser Genius heißt sie eine Bahn verlassen, auf der sie sich verdienten Ruhm erworben hat? Wie fällt es ihr nun ein, liebäugeln, schmollen, tändeln, verliebt thun, schalkhaft seyn, Neckereyen und kleine Bosheiten ausüben zu wollen? Das sind Anmaßungen, wovon ihr jeder wahre Freund ernsthaft abrathen sollte. Doch wenn auch ihre Freunde schweigen, so erhebt ja ihr

Spiegel selbst seine ernsthafte, nie ungestraft verhörte Stimme, und giebt ihr ein lautes Verboth, sich hierdurch—lächerlich zu machen *).

Gerade in diesem Fache ist Jugend und Wohlgestalt eine unerläßliche Forderung. Weit leichter setzt man sich im Tragischen darüber weg. Auch sogar ein häßliches Gesicht kann außer dem Theater und auf demselben zu Mitleiden, Schrecken und Bewunderung hinreißen. Wir zollen diese Empfindungen nicht der Schönheit, der Anmuth, der Jugend, sondern der Menschheit. Verliebte Tändeleyen hingegen sind, wo sie weder von den Jahren noch von der Gestalt

*) Als ich diese Recension einem Freunde las, der als Litterator und Biedermann meine ganze Hochachtung verdient und besitzt, bath er mich, der Gerechtigkeit wegen folgende Note beyzurücken *). A.

*) Man sagt allgemein, daß Mad. Muzzarelli selbst dieses fühlte. Es fällt also alles Lächerliche auf den zurück, der als Ballettmeister und Ehemann sie zwang, diese Rolle zu spielen.

gerechtfertigt werden, ein unangenehmer Anblick im gemeinen Leben und noch widerlicher auf dem Theater. Zu dem hat Madame Muzzarelli sich nie in der Viganoischen Gattung geübet. Sie, selbst eine Künstlerinn, sollte doch wissen, daß gerade das am schwersten nachzuahmen ist, was am leichtesten aussieht, daß gerade das nur dem Genie nach langem Studium zu erreichen möglich ist, wozu beym ersten Anblicke weder Studium noch Genie zu gehören scheint. Unsere Tänzer und Tänzerinnen können es auf mein Wort glauben, daß zu einem oder einer Vigano etwas mehr gehöre, als die Wegstreckung eines Beines, die Emporhaltung zweyer, wie auf der Folterbank gereckten Arme, und die Schwingung der Hände zu einem kindischen Complimente. Sie können es auf mein Wort glauben, daß alle diese scheinbaren Kleinigkeiten von niemanden geschwinde, und auch langsam nur von Wenigen erlernt werden. Indessen sey es ferne von mir sie abzuhalten, sich nach so vortrefflichen Mustern zu bilden. Immer mögen sie anfangen! Auch

ihr Anfang verdient Beyfall, wenn ſie nur wiſſen, daß ſie weiter nichts als angefangen haben.

Hier iſt wohl auch Ort und Gelegenheit von dem Betragen des Herrn Muzzarelli gegen Herrn und Madame Vigano zu ſprechen. Das edelſte und (dieſes trifft öfters zuſammen, als man denkt) das für ihn ſelbſt vortheilhafteſte wäre geweſen, dieſe allgemein beliebten Künſtler mit offenen Armen zu empfangen, ſeine Frau aber und Herrn Volcani oder doch wenigſtens die erſtere auf das tragiſche Fach zu beſchränken. Hierdurch würde er eine unglückliche Nebenbuhlerſchaft vermieden, alle Parteyen zu ſeinem Vortheile vereinigt und ſich als einen Mann empfohlen haben, der fremdes Talent und das Urtheil des Publicums zu verehren weiß, und, gleich der Pompadour, die Kunſt verſtehet, nicht bloß durch ſich, ſondern auch in Andern zu gefallen, und durch dieſe ſchöne Bereitwilligkeit ſich Allen angenehm zu machen.

Bitte

an die

Göttinn Censura.

Strenge Göttinn! so sehr man auch die armen Autoren des Unglaubens und der Freygeisterey beschuldigt, so ist doch wenigstens von den Wiener Schriftstellern kein einziger, der auf gut Spinozisch dein Daseyn läugnete, da er bey der Herausgabe jeder Ankündigung daran erinnert wird. Wahr ist es, daß du seit der Zeit, als Joseph uns etwas von der Preßfreyheit zu kosten gegeben, wie es der edle, sich immer gleiche Herr v. Retzer zuerst öffentlich gefordert hat, daß du seit dieser Zeit auch bey uns für keine wohlthätige Gottheit mehr gehalten wirst, so wie schon längst Wieland, Klopstock, Lessing und alle Matadore der Deut-

schen Litteratur, ja sogar die Englische, Dänische und Schwedische Regierung dich für eine Gattung Arimanes ansehen, und dein Reich zu verkleinern oder wohl gar zu zerstören suchen. Doch tröste dich! Du findest an Herrn Hoffmann, an den Herren Exjesuiten und Großinquisitoren treue Vertheidiger, und schwingest, wenn nicht an den dummen Ufern der Themse, doch an den aufgeklärten Gestaden des Tajos und der Tyber deinen bleyernen Zepter. Dort erspares du durch ein leicht hingeschriebenes Verboth dem so ehrwürdigen, nützlichen und unentbehrlichen Mönchsstande die saure und am Ende vergebliche Mühe, die Gottlosigkeiten der Sarpi, der Fleury, der Van Espen, der Febronius, der Riegger zu widerlegen. Und gesetzt, ein Pater Zacharias übernimmt zum Überfluß dieses ermüdende Geschäft; so erleichterst du es ihm, da du alle seine Gegner vom Platze jagest, und ihm das ausschließende Recht, zu reden, und folglich auch das Recht, immer Recht zu behalten, einräumest. Ein Verfahren, durch das al-

lein die Wahrheit an den Tag gebracht und die Weisheit kann befördert werden!

Du siehest mich ohne Zweifel mit einigem Unwillen vor deinem Throne, und erwartest, daß ich mit dir rechten oder dir ins Angesicht drohen werde, durch einen Druck im Auslande deiner Strenge zu entgehen. Fürchte nichts! Kein Admittitur sondern ein Non Admittitur will ich heute von dir fordern. Du entrunzelst deine Stirn und blickest mich mit liebreicher Verwunderung an. Höre denn!

Du weißt, wäre es auch nur aus einigen von dir selbst verbothenen Schriften, du weißt, wie viele gerechte Klagen wider die Zahlenlotterie (Lotto di Genova) sind erhoben worden; du weißt, daß ihre schädliche Wirkung auf das Vermögen und die Sittlichkeit der Ärmsten im Volke eine ausgemachte Sache unter allen vernünftigen Leuten ist. Nun bestehet zwar immer dieses abscheuliche Spiel, das wegen der Gewißheit zu gewin-

nen kaum den Nahmen eines Spieles verdient. Es bestehet auch bey uns, weil selbst die weisesten und besten Fürsten nicht alle eingewurzelten Übel auf der Stelle ausrotten und wegschaffen können. Und so mag es denn noch ferner bestehen, bis wir Franzen nebst so vielen andern Wohlthaten auch diese zu verdanken haben.

Aber gewiß ganz gegen seine Meinung und die weisen Absichten der Regierung ist es, den Pöbel „durch abergläubische Wische zum Setzen reitzen zu lassen." Und dennoch geschieht es, und geschieht auf eine recht ärgerliche Art. Man begnügt sich nicht „einen cabalistischen Schneck (cabalistische Schnecke), einen cabalistischen Maßstab, ein cabalistisches Glücksrad," und wie diese unsinnigen, uns vor den Ausländern entehrenden Brochüren heißen mögen, der Wiener Zeitung beyzulegen, sondern man verkauft bey Bilderständen die albernen Traumbüchlein, und schlägt an den Ecken aller Straßen, diesen jetzigen Wiener

Meßcatalogen, betriegerische Berechnungen und Ankündigungen an. Ich habe sogar behaupten hören, daß sie selbst von Lotterie-Collectanten verkauft würden. Doch das wäre zu niederträchtig, als daß ich es glauben sollte.

Laß also, strenge Göttinn, solche Wische, welche der Nation in jeder Rücksicht Schande machen, deine Blitzableiter seyn, damit die Werke, welche ihr Ehre machen, verschont bleiben. Denn mit allen deinen Bemühungen könntest du doch diesen ihre verdiente Unsterblichkeit nicht entreißen.

Briefe

über die

Landwirthschaft, Fabriken und Handlung der k. k. Staaten.

Eilfter Brief.

Liebster Freund! Der Österreichische Weinbau gab oft bey unseren freundschaftlichen Gelagen, als wir noch das Glück Ihrer Gesellschaft genossen, Stoff zu den hitzigsten Debatten. Immer siegten Sie, aber in der That die Partie war auch gar zu ungleich. Sie mit dem Pokale in der Hand, begeistert von dem edlen Rebensafte, priesen die Vorzüge des Weins. Einmüthig schwenkten Ihre Gäste die Gläser, ein lauter Jubel krönte Ihre zur Hälfte überhörte Lobrede, und der arme Wassertrinker glaubte am besten zu

thun, wenn er—verſtummte. Aber lange geborgt, ſagt das Sprichwort, iſt noch nicht geſchenkt. Nun ſollen Sie einſam auf Ihrer Studierſtube, und wenn das Schickſal mir günſtig ſeyn mag, gerade jetzt mit einem Kopfweh, der gewöhnlichen Wirkung des Weins, den

— — Gewinnſucht geſchwefelt.
Zachariä.

ein wenig gequält, auch einmahl mich hören. Wundern Sie ſich nicht, daß ich ſo lieblos bin, Ihnen kleine Kopfſchmerzen, als ein argumentum ad hominem, anzuwünſchen. Es iſt ja eines von den kleinſten Übeln, die der Öſterreicher Wein zu verurſachen pflegt, beſonders wenn er noch ſehr jung iſt, da er gerade vom gemeinen Manne am liebſten getrunken wird. Reiſende wollen beobachtet haben, daß die goldene Ader, die in anderen Ländern dem Landvolke eine unbekannte Krankheit iſt, in Öſterreich allgemein herrſche*). Erfahrne Ärzte müſſen ſer-

*) S. Briefe eines reiſenden Franzoſen durch Deutſchland.

ners entscheiden, ob nicht unsere feurigen jungen Weine auch auf die Lebensdauer und selbst die Fortpflanzung des Landmanns Einfluß haben. Vergleichen Sie doch den vom Biere genährten, wohlbeleibten, rüstigen Bayern mit dem schmächtigen, saftlosen Niederösterreichischen Bauer—schon beym Oberösterreicher ist der Unterschied auffallend. Ich nehme meine im sechsten Briefe geäußerte Meinung, daß zu viel Wein im Lande unter der Ens gebauet werde, nicht zurück. Der Gedanke manchen schönen Weinberg, der seinem Herrn die Kosten und Mühe reichlich verzinset, in einen weniger einträglichen Acker umzuformen, war Anfangs, als ich meinen Gegenstand noch nicht so genau kannte—ich läugne es nicht, meinem Herzen peinlich. Aber warum mußte ich das als bestimmt und sicher voraus setzen, was man erst zu erweisen hatte, nähmlich, daß ein Joch Weingarten bey der dermahligen Lage unserer Handlung in einem Zeitraume einiger Jahre mehr eintrage, als ein Joch mit dem besten Weitzen besäet? Ist

es nicht möglich, daß auch die meisten Niederösterreichischen Bauern über dem Jahre, da der Weinbau sehr einträglich war, die übrigen, in welchen er wenig oder nichts abwirft, vergessen, und eben so schlecht sich auf Rechnung verstehen, wie jener Landmann zu Ödenburg in Ungarn, dem Pfeifer *) bewies, daß er bey seinem Weinbau verloren habe, wenn er das Geld in Anschlag brächte, welches man mit dem Baue mancher Handelskräuter, die in Ungarn sehr selten sind, hätte gewinnen können. Gewohnheit und Vorurtheil mögen also auch wohl in Niederösterreich die Hauptbewegungsgründe bey dem Weinbauer seyn, daß er, der sich zu einem Oberösterreichischen Weitzenbauer wie ein Bettler zu einem reichen Fürsten verhält, doch noch immer bey seiner Weinhaue bleibet. Nehmen wir auch an, daß ein Joch Weinberg mehrere Jahre zusammen genommen mehr als ein

*) S. Lehrbegriff sämmtl. ökon. u. Cameralwissenschaften. Mannheim 1779. 1. Th. 1. Bd. S. 278.

Joch mit Weitzen beſäet ertrage, ſo ſind doch während dieſer Zeit ſo viele Fehljahre, und gewöhnlich eräugnen ſie ſich öfters bey dem Weine als bey dem Korne, daß nur der gewinnen kann, welcher viel bares Geld in Händen hat, um mehrere nicht beſonders geſegnete Jahre ohne den Sturz ſeines Glückes auszuhalten. So mag ein reicher Kaufmann wohl einen Theil ſeines großen Vermögens auf unſichere, aber wenn ſie glücklich ausſchlagen, ſehr einträgliche Unternehmungen wagen. Bey einem kleinen Krämer hingegen, der ſeine ganze Habe aufs Spiel ſetzte, wäre die Thorheit unverzeihlich.— Über dieß hat man wohl beym Anſchlage der Fehljahre auch darauf Rückſicht genommen, daß bey der Saat des Winterweitzens, wenn ihn auch wirklich die ungünſtige Witterung im Winter verdirbt, noch nicht ganz und gar alles, höchſtens die Ausſaat verloren ſey, da man den Acker noch mit Sommerweitzen beſäen kann? Aber wenn die Rebe Schaden leidet, ſey es früh oder ſpät im Jahre, womit kann ſich der Winzer das

erlittene Unglück wieder gut oder wenigstens erträglich machen? Ich wiederhohle noch ein Mahl, was ich schon bey dem Kornbau gesagt habe, daß der größte Theil unserer Weinbauer, wenn sie gleich im Grundbuche als Eigenthümer der Weingärten angemerket sind, doch nichts als arme Tagelöhner mancher reicher Privatpersonen und der begüterten Klöster sind. Ich selbst hatte vor einigen Jahren einen Bekannten, welcher in einer weinreichen Gegend nicht ferne von Wien den Landleuten zur Bearbeitung ihrer Gärten mit der Bedingung Geld zu borgen pflegte, daß die ganze Weinärnte ihm zugehöre. Mit Thränen im Auge sah der arme Bauer am Ende der Weinlese die Früchte seines Schweißes in fremde Keller führen; und nicht genug, daß er auf den dermahligen Gewinn Verzicht thun mußte, ihn zwang seine Armuth im folgenden Frühjahre eben denselben Mann um Geld anzusprechen, und sich abermahl die wucherlichen Zinsen gefallen zu lassen. Auch bey der Clerisey gehörte diese Art Geld zu leihen unter

die gewöhnlichſten Bereicherungsmethoden, die um ſo drückender und gefährlicher für den Landmann wurde, wenn das Kloſter zugleich Herrſchaft des Ortes war, die dann mit aller Strenge gegen den Schuldner verfahren, und ſich ihn für immer zinsbar machen konnte. Alſo auch in dieſer Rückſicht haben wir von der Zertrümmerung des mönchiſchen Koloſſes die ſchönſten Folgen zu erwarten. Wenn es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß die Klage über Theurung und Mangel bey Fehljahren immer in den Weinländern zuerſt anfange, (ich weiß nicht, ob Crome oder Büſch dieſe Bemerkung macht,) wie konnte man glauben, daß der Weinwachs für N. Ö. beſonders nützlich ſeyn könne, da er über dieß kein ausgebreiteter Gegenſtand des Handels nach auswärtigen Ländern, ja nicht einmahl in den Provinzen iſt? Was nützt es dem Landmanne, wenn der Herr Prälat ſeine Gäſte mit einem alten Öſterreicher, wovon der Eimer wohl unter Brüdern ſeine zwanzig Gulden werth ſeyn mag, bewirthet. Laut Verzeichniß der Klo-

sterkeller waren diese Herren besondere Liebhaber und Kenner des alten Weines.—Der Bauer hat doch nicht mehr als etliche Gulden dafür bekommen, und welchen Vortheil hat auch der Staat von mehreren hundert tausend Eimern, welche in N. Ö. über den inneren Verbrauch und die Ausfuhre geärntet werden; es ist ein todtes Vermögen, das in Kellern reicher Weinliebhaber begraben liegt, und nie oder wenigstens erst nach langer, langer Zeit in Umlauf kömmt. Wehe dem Landmanne, wenn alte Waare dieser Art, die selbst durch die Länge der Zeit gewinnt, durch unvermuthete Eräugnisse in überhäufter Menge zu Kauf gebracht wird! Als in Österreich bey Aufhebung der Klöster viele tausend Eimer des köstlichsten alten Weines verkauft wurden, wie konnte, möchte ich jemanden fragen, der damahls Kenntnisse in diesem Fache und Beobachtungsgeist besaß, wie konnte der Winzer sich vom gänzlichen Verfalle seines Glückes retten? Ich hätte gewünscht selbst Zeuge—doch nein! es thut besser einem fühlenden Herzen, nach

vorüber gegangenem Sturme die nieder gedrückten Ähren auf dem Felde nach und nach sich wieder aufrichten zu sehen. Auch in Rücksicht der übrigen Volks-Classen wäre die Verwandlung mehrerer Niederösterreichischen Weingärten in Kornfelder sehr nützlich. Der Preis des Kornes sagt Smith *) bestimmet den Preis des Handlohnes. Trefflich käme seine Wohlfeilheit den Fabriken, der ärmeren Classe und jenen, die von bestimmten Einkünften leben, zu Statten. Was auch der Bauer, der sich schon vorher mit dem Kornbaue abgab, nun durch den vergrößerten Zusammenfluß der Verkäufer verlieren würde, das gewönne er ganz gewiß wieder bey dem herab gesetzten Preise aller seiner übrigen Bedürfnisse. Die schönen Bemerkungen in den Ansichten von Forster, wie nachtheilig der Weinbau auf den Körper und den moralischen Character des Volkes wirke, liegen außer meinem Kreise.—Dem bisher gesagten zu Folge glaube ich also mit

*) Enquiry into the wealth of nations Vol. I.

Grunde dem Niederösterreichischen Landwirthe so wohl in Rücksicht seines eigenen Besten, als seiner übrigen Mitbürger rathen zu dürfen, daß er den Weinbau nie zu seiner einzigen Beschäftigung erkiese, sondern ihn nur als einen Nebenzweig seines Einkommens treibe, und das, was er an Menge des Weines verlieret, an Güte durch einen höheren Preis zu gewinnen suche. Es ist ausgemacht, daß unsere Öst. Weine bey besonderer Pflege so vervollkommnet werden könnten, daß sie dem Rheinweine, Mosler, Burgunder wenig nachstehen dürften. Wie man sie behandeln müsse, lehren vorzüglich Springer und Sprenger in ihren Lehrbüchern des Weinbaues; Fabbroni Kunst nach vernünftigen Grundsätzen Wein zu verfertigen, eine gekrönte Preisschrift aus dem Italiän. übersetzt mit Zusätzen von D. Samuel Hahnemann, Leipzig 1790. Rozier de la fermentation. Vorzüglich wünschte ich das sehr brauchbare Werk: Neues und vollständiges Handbuch für Weinhändler, Commissionäre, Spediteurs und Weinliebhaber über-

haupt u. s. w. von Johann Christian Schedel, Leipzig 1790, in den Händen eines jeden Weinhändlers zu sehen. Denn wenn dieser genaue Kenntniß von den natürlichen Eigenschaften des Weines besitzet, so wird er, wie jeder geschickte Fabrikant nur rohen Stoff von vorzüglicher Güte wählt, und daher mittelbar den Bau des Handelsgewächses verbessert, auch den Landmann nöthigen, den Wein auf die beste und einträglichste Art zu bauen. Man zahlt in Wien gerne für eine Flasche Rheinwein, die gegen eine halbe Öst. Maß hält, einen Gulden. Sollten denn die dasigen Reben nicht auch in unserem Boden gedeihen? da überhaupt der Rheinwein sehr viele Eigenschaften mit dem Österreicher gemein zu haben scheint, weil unser alte Wein, wenn er einige Zeit auf Rheinweinslager gewesen, selbst von Kennern für guten Rheinwein öfters getrunken wird. Da manche, die des Österreichers nicht gewohnt sind, ihm sein herbes Wesen als einen Fehler anrechnen; so mögen ausübende Landwirthe entscheiden, ob er nicht

mehr Süßigkeit erhalten würde, wenn man die Trauben längere Zeit, als gewöhnlich geschieht, am Stocke hangen und reifer werden ließe. Viele Französische und Spanische Weine verdanken dieser Methode ihre Vortrefflichkeit. Auch folgende Bemerkung gebe ich erfahrnen Weingärtnern zu beurtheilen. Würde man nicht an Kosten ersparen, wenn man sich statt der hölzernen Weinpfähle dünner eiserner Röhrchen bediente? Freylich käme der erste Ankauf hoch zu stehen; wenn man aber bedenkt, daß diese leicht länger als ein halbes Jahrhundert ausdauerten, da man im Gegentheile bey den hölzernen immer neue nachzuschaffen hat, die, wie Baumann *) rechnet, auf ein Joch Weinberg jährlich gegen 9000 Stücke, zu 3 fl. das Hundert, schon 27 fl., und im 50. Jahre schon 1323 fl., betragen, und gesetzt auch, daß die Auslage nicht minder wäre, so hätte N. Ö. doch immer am Holze gewonnen, das von Jahr zu Jahr seltener zu werden anfängt.

*) S. Nied. Öst. Landwirthschaft.

Weiter, würden nicht diese Röhrchen, da sie die Hitze in sich ziehen, und sie länger als das Holz behalten, die Wärme den Trauben mittheilen, und selbe theils geschwinder zur Reife, theils zu größerer Vollkommenheit bringen? So werden die Moslerweine, sagt Prof. Sander*), sehr hitzig, weil sie auf Felsen liegen, und von oben die Sonne und unten die Wärme haben. In manchen Gegenden, besonders nahe an Städten, wo überhaupt jede Kleinigkeit vor liederlichem Gesinde nicht sicher ist, würden wohl diese eisernen Röhrchen bald merkliche Abnahme leiden, rathsamer wäre es daher, wie es auf dem Landgute des General v. Hohenhayn einige Stunden von Straßburg geschieht**), eiserne Drähte an hölzernen Pfosten, welche zur Seite stehen, zu befestigen, selbe den ganzen Weingarten durchlaufen zu lassen, und daran die Reben zu binden.—Die Rö-

*) S. Beckm. Beyträge zur Ökonomie und Technologie, 5. Th. S. 300.

**) Beckm. a. a. O. 2. Heft S. 315.

mer pflegten ihre Weine zu pfropfen *). Dürften wir nicht hoffen mit dieſem Verfahren in kürzerer Zeit zu einer beſſeren Art Trauben zu gelangen?—Die von Sukow **) angeführten Oſtindiſchen und Nordamerikaniſchen Arten des Weinſtockes verdienten weitere Verſuche. Wer weiß, wenn man ſie pflegte und veredelte, welch guten Rebenſaft ſie geben würden. Es iſt ja bekannt, daß auch unſer gewöhnliche Weinſtock (Vitis vinifera L.) in Japan, wo er wild wächſt, unſchmackhafte, höchſt elende Trauben bringt, und einzig der Hand des Menſchen ſeine Lieblichkeit verdankt.—Ich gehe von der Pflege des Weines zum Handel über. Man rechnet den Verbrauch im Lande jährlich auf 1,752,467 ***) Eimer, und die Ausfuhr auf

*) S. Varro's Landwirthſchaft mit Anmerk. von Mayer, Nürnb. 1781. S. 89.

**) In ſeiner Botanik 2. Th. S. 132, 133.

***) S. Handbuch für Kaufleute, von Crome, Art. Wien. Mir ſcheint die Summe zu groß angegeben zu ſeyn; denn da man im Durchſchnitte

funfzig tausend, wovon das meiste Böhmen erhält. Es ist gewiß, daß wir einen weit größeren Absatz in dieser Provinz zu hoffen hätten, wenn vermittelst eines Kanals die Frachtkosten geringer würden; denn bey der Versendung auf der Axe, die jede Flasche, das ist eine halbe Maß Österreicher Weines, von mittlerer Sorte gegen einen Gulden kosten macht, muß wohl den meisten die Lust Weine zu trinken vergehen. Ob jemahls der Österreicher ein ansehnlicher Ausfuhrartikel werden könne, zweifle ich recht sehr; denn es ist unläugbar, daß er für den Gaumen, der nicht schon von Jugend auf daran gewohnt ist, wenig Reitzendes hat, und möchte er ja irgendwo Liebhaber finden, so wäre es, däucht mich, bey den nördlichen Völkern, die überhaupt Freunde von herben Getränken sind. Aber auch bey diesen Nationen

---

nur gegen 2 Millionen Eimer gewinnt, so könnten—wenn auch der ausgeführte Wein abgezogen wird—unmöglich so viele hundert tausend Eimer des alten Weins in den Kellern angetroffen werden.

trinkt das gemeine Volk seinen Branntewein, oder andere im Lande erzeugte hitzige Getränke um einen viel leichtern Preis, und die feinere Classe wird eben so wenig als unser Adel die süßen Französischen und Spanischen Weine vergessen können. Böhmen erzeugt für seinen Gebrauch zu wenig, und nimmt daher jährlich gegen 20000 Eimer aus Österreich*). Es würde wenig Einsicht verrathen, wenn man Böhmen rathen wollte, mehr Wein zu bauen, wodurch nicht nur Österreich den sicheren Absatz seines Weines, sondern auch Böhmen selbst die Ausfuhr seines Korns nach Sachsen und die Lausitz verlieren würde. Indessen wundert es mich, daß man nicht den schon vorhandenen Weinbau durch Burgunderreben, die, wie der Melniker bezeuget, kostbaren Wein geben, zu veredeln trachtet. Der so genannte rothe Melniker kömmt, wie bekannt, dem Burgunder sehr nahe, und würde, wenn man

*) S. Crome's Abhandlungen aus dem Handlungsgebiethe über die Cultur der Öst. Staaten S. 137.

ihn in größerer Menge gewänne, in unſeren übrigen Provinzen leicht die Stelle des echten Burgunders vertreten, ja vielleicht ſelbſt in das am Weine ſo arme Preußiſche Schleſien verführet werden. Steyermark führt nach Kärnten, Salzburg und Bayern Weine aus, die dem Öſterreicher ſehr gleichen. Die Niederlande haben, einige Provinzen ausgenommen, Mangel an Wein, und trinken außer ihrem Bier Franzöſiſche und Spaniſche Weine, die leicht von den Ungariſchen verdrängt werden könnten, da die Frachtkoſten bis an das Meer ſich nicht gar hoch belaufen, und in Rückſicht der Zölle die nöthigen Vorkehrungen getroffen würden.— Der Braminer Wein, der in Tyrol im Etſchthale um Trient wächſt, iſt allgemein berühmt, auch der Picolit, Refoſco, Vino del Rè, Vino di Santi Martiri, der Proſeker und der Wippacher, die um Görz, im Trieſter Gebiethe und in Krain wachſen, ſind ungemein köſtliche Weine; aber ſelbſt zu Wien rechnet man einige von dieſen Sorten unter die Seltenheiten. Es wäre

daher zu wünschen, daß man sie in größerer Menge bauete. Überhaupt verdient der Weinbau am Adriatischen Meere Aufmerksamkeit, und an manchen Orten hat er noch große Verbesserungen vonnöthen. Es ist Schade, daß der Tyrolerwein sich so wenig halten läßt. Möchte nicht etwa Öhl, oder Vermachung der Flasche mit Pech oder Wachs ihn vor dem Umschlage bewahren? Wird er vielleicht nur darum mit so wenig Sorgfalt behandelt, weil er inländisches Gewächs ist?—Meine größte Hoffnung setze ich auf Ungarn, Slavonien, Syrmien und Kroatien. „Die Auswahl der Reben, sagt Fabbroni *), die Lage des Bodens, die Vorsicht bey der Weinlese, und in der Art den Wein zu keltern, sind es, welche auf die Güte des Weines Einfluß haben: eine und dieselbe Art Trauben giebt in Italien den Eleatico, in Frankreich den Burgunder, in Afrika den Kapwein, drey Gattungen, die dem Geschmacke, dem Geruche und der Farbe nach

*) Versuch vom Ackerbaue, übersetzt mit Anmerkungen von Forster, Berlin 1782. S. 169.

sehr verschieden sind, die aber, ob sie gleich unter so verschiedenen Himmelsstrichen gewachsen und auf so verschiedene Art gezogen sind, alle drey vortrefflich sind. Wenn der Bauer in Ungarn seinen Wein bauen und der Weinhändler ihn gehörig im Keller zu warten lernte, dann würden wir erst sehen, welche große Schätze wir an den Ungarischen Weinen von der Natur empfangen haben. Wie viel wird in Wien unter dem Nahmen Tokayer getrunken, der gewöhnlich nur ein Sanct Görger zu seyn pflegt; da wie man weiß, der echte Tokayer nur auf dem gar nicht großen Theresienberg um Tokay wächst*), und fast aller zum Gebrauch für den kaiserl. Hof gehört, womit auch als mit einer kostbaren Seltenheit Geschenke den auswärtigen Höfen gemacht werden. Warum sollte nicht der Bau des echten Tokayers auch in anderen Gegenden Ungarns gedeihen? Welche Wohlthat wäre es für das Land und alle erbländischen Provinzen? Der rothe Er-

*) Korabinsky Almanach von Ungarn auf das Jahr 1778. S. 224.

lauer gleichet an Farbe und Geschmacke dem Burgunder; bey besserer Pflege am Stocke und geschickterer Behandlung im Fasse wäre er von dem wahren Burgunder gar nicht zu unterscheiden. Wenn dem Schomlauer durch Kunst, die freylich die Natur nicht verstümmeln, wohl aber ihr nachhelfen darf, das fremden Gaumen zu herbe Wesen benommen würde; so stünde er seines außerordentlichen Feuers wegen an der Seite mancher Spanischen Weine.—Daß Siebenbürgen, dessen Klima mir eben nicht besonders geschickt zur Erzeugung guter Weine zu seyn scheint, dem nördlichen Ungarn, das leicht selbst besseren Wein in hinlänglicher Menge erzeugen könnte, jährlich im Durchschnitte für 20000 fl. zuschicket*), ist in meinen Augen sehr sonderbar.—In Slavonien wächst rother und weißer Wein, der hitzig und feurig wie der aus Griechenland ist. Er muß jung getrunken werden, sagt

*) S. de Luca Öster. Staatenkunde 2. Band S. 59.

Taube *), weil er sich nicht halten läßt.— Die große Unwissenheit in diesem Lande läßt mich vermuthen, daß man bisher gar keine oder höchst ungeschickte Versuche, diesen Weinen Dauer zu verschaffen, werde angestellet haben. Zur Zeit des Kaisers Probus wurden in Syrmien auf dem Berge Alma die ersten Reben aus Griechenland gepflanzt; wie viel mögen sie durch die ungeschickte Behandlung von ihrer ursprünglichen Güte verloren haben? Und doch soll der Wein vortrefflich seyn; was würde er erst bey gehöriger Pflege, und wenn man etwa neue Reben aus Griechenland hohlen möchte, werden können?—Eben so verspreche ich mir den besten Erfolg, wenn man in dem steinreichen und sandigen Dalmatien und Kroatien Muskateller bauete, da Steine, Sand und die Ausdünstungen des nahe gelegenen Meeres ihr wahres Element zu seyn scheinen, wie der König aller Weine, der Constantia, vom sandigen Vorgebirge der

*) In der Beschreibung Slavoniens S. 48.

guten Hoffnung bezeuget. Es stünde zu versuchen, ob nicht die Spanischen Trauben, der Malaga, Xeres, Kanariensect und so manche andere, auf diesen dürren Anhöhen fortkämen, da sie in Spanien vorzüglich solche Gegenden lieben *). Da jährlich gegen 100000 fl. für Wein aus dem ohnehin geldarmen Kroatien zu gehen pflegen **), so wäre der Weinbau diesem Lande ungemein nützlich.—Überhaupt scheint mir weit rathsamer zu seyn gute Weine zu bauen, die unverfälscht mit manchen ausländischen Weinen es aufnehmen dürften, als Französische und Spanische nachkünsteln wollen, das heißt z. B. aus einem ziemlich guten Landweine einen höchst elenden Champagner machen. Die Natur verträgt keine Künsteleyen: nachhelfen kann der Mensch; aber will er mehr—so verdirbt er alles; und wer verlangt wohl einen elenden nachgeäfften Cham-

*) Crome's Europ. Prod. S. 121.

**) S. Schlötzers Staatsanzeigen 1. B. 1. Heft S. 373.

pagner, wenn er einen ächten Tokayer, Erlauer, Proseker u. s. w. um viel wohlfeileren Preis trinken kann?—Will man den Ungarischen Weinen in unseren Provinzen Absatz verschaffen, so muß man hauptsächlich die Fracht um ein ansehnliches wohlfeiler zu machen suchen. Also auch in Rücksicht des Weinhandels zeigt sich der Nutzen und die Nothwendigkeit schiffbarer Flüße oder Kanäle; da wir aber noch lange keine Hoffnung dazu haben, so sollte man trachten, die Fracht auf der Achse durch gute Wege und geschickte Bauart der Wägen so wohlfeil als nur möglich zu machen. Ich habe oft Landleute aus Krain, die ihre Saumpferde mit Öhl beladen hatten, nach Wien kommen gesehen. Dieß brachte mich auf den Gedanken, ob nicht diese Art unsere Weine aus Ungarn und den angrenzenden Ländern bis auf eine fahrbare Straße zu bringen anwendbar wäre; minder beschwerlich ist sie gewiß als die auf der Achse, da man mit Wägen auf ungebahnten Wegen und über steile Gebirge gar nicht fortkommt.

Zur gemächlicheren Versendung riethe ich wie in Spanien sich der ledernen Schläuche zu bedienen, und diese mit einer Materie von Hausenblase statt des Peches, das selbst den Spanischen Weinen einen unangenehmen Geruch mittheilt, zu überziehen; diese Methode räth Forster*) bey den Fäßern in Kellern an, da sie dadurch so undurchdringlich wie gläserne Gefäße werden, und die dem Weine so schädliche Aus- und Eindünstung verhüthen.—Bey dem Handel mit unseren Weinen habe ich noch eine Bemerkung zu machen: es lehrt die Erfahrung, daß die meisten inländischen Weine ungeachtet aller Vorsicht von den Fuhrleuten auf sehr sinnreiche Arten entweder zur Hälfte ausgetrunken, oder mit schlechterem Weine, ja sogar mit andern sehr ungleichartigen Dingen vermischet werden, welches zum bösen Ruf mancher unserer Weine, die unverfälscht an Ort und Stelle vortrefflich sind, viel mag beygetragen haben. Diebe dieser Art verdienten

*) In Fabbroni's Kunst den Wein zu verfertigen, S. 253. f. die Note.

eben so strenge als Straßenräuber gezüchtigt zu werden, vor denen man sich doch hüthen kann, da es hingegen eine unvermeidliche Nothwendigkeit ist, Kaufmannswaare der Redlichkeit des Fuhrmanns anzuvertrauen. Vielleicht würde auch diesem Übel durch die künstliche Überziehung des ledernen Schlauches, wenn seine Öffnung mit dem Siegel des Versenders verschlossen wäre, gesteuert werden. Mit unseren Ungarischen Weinen gebe ich noch nicht alle Hoffnung zur Ausfuhre auf. Der Vorschlag *) von den Engländern einige Gewürze unter der Bedingung zu kaufen, wenn sie unsere Ungarischen Weine dafür nehmen möchten, würde um so eher, däucht mich, bey dieser Nation Eingang finden, da ohnehin die Einfuhr des Porto Weines immer Streitigkeiten zu erregen pfleget. Auch Nordamerika, da es bisher noch kein festes Handlungssystem, und daher keinen bestimmten Kauf-

*) S. Patriotische Gedanken über den Ausfuhrhandel der Deutschen und Ungarischen Provinzen, Wien 1792.

platz seiner Bedürfnisse hat, von dem sich eine ganze Nation nicht so leicht, wie manche glauben, abbringen läßt, verdiente in Rücksicht der Handlung weit größere Aufmerksamkeit. Welchen Absatz unsere Weine in Rußland und Pohlen finden mögen, werden wir dann erst zu beurtheilen im Stande seyn, wenn mittelst der Wasserfahrt die Versendungskosten um einen gar ansehnlichen Theil wohlfeiler werden. Gesetzt aber auch, daß unsere Weine nie ein Artikel der auswärtigen Handlung werden; so gewinnen wir doch jährlich bey dem Verboth fremder Weine bloß durch die Ersparung des Geldes, das vormahls, ohne Hoffnung es je wieder zurück zu erhalten, aus dem Lande ging, mehrere Millionen, die in einem Zeitraume von einigen Jahren, durch den alles belebenden Umlauf, der Landwirthschaft, der Handlung, den Künsten und den Wissenschaften eine ganz neue ungemein schönere Gestalt geben werden. Lassen Sie uns wohlgemuth der Zukunft harren, in deren Bilde ich manche meiner Wünsche erfüllt zu sehen glaube,

und trinken wir noch unter Scherz und Freude die Reste ausländischer Weine auf die Gesundheit eines jeden, der es mit seinem Vaterlande redlich meint.

Österreichische Nationalbibliothek
+Z162173503

Österreichische Nationalbibliothek
+Z162173503

Österreichische Nationalbibliothek
+Z162173503